Buchbesprechungen = Book reviews

Autor(en): **Ackerknecht, Erwin H. / Walser, Hans H. / Haffter, Carl**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Gesnerus : Swiss Journal of the history of medicine and sciences**

Band (Jahr): **41 (1984)**

Heft 1-2: **Zur Geschichte der Psychiatrie**

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Buchbesprechungen / Book reviews

Pierre Pichot, *A Century of Psychiatry*. Roger Dacosta, Paris 1983. 189 pp., 10 fig.

This admirable, relatively short book by the professor of psychiatry and director of St. Anne in Paris, is very sensibly written in English, not French or German. It is free of nationalistic bias and based on a profound knowledge of international psychiatry. The author shows an enviable gift of condensation, transfering digressions into footnotes.

The first chapter "The position of world psychiatry in 1880" is actually a short history of the psychiatry of the preceding 100 years. The central figures of the period 1880 to 1914 are to the author (he discusses many more, we mention here only those he pays most attention to): the brain psychiatrists, Charcot and his disciples P. Janet and S. Freud, E. Bleuler, K. Jaspers and above all E. Kraepelin. For the period 1914 to 1945 remarkable new work is to him that of Kurt Schneider, E. Kretschmer and Clérambault. The USA appears with new teaching and organising methods (Ad. Meyer) and psychosomatic medicine. Tests multiply. And, last but certainly not least, effective somatic therapy (Wagner-Jauregg etc.) appears. It is quite necessary to describe Nazi "therapy" ("mercy killing", but why omit bolschevic "treatment" of political opponents by psychiatric internment?).

After 1945 Freudism returns from its US exile with a vengeance and inundates the world. Another US tendency is community psychiatry. Both reach France only in the notorious 60ies. European contributions are J. Delay, H. Ey, Ludw. Binswanger, Avdrey Lewis, H. Eysenck and psychopharmacology. The latest trend seems biological psychiatry (biochemistry and genetics). The author sees in DSM III a sign of returning to the clinical approach and hopes for the "remedicalisation" of psychiatry. As said above: an admirable book!

Erwin H. Ackerknecht

Gerhard Schmidt, *Selektion in der Heilanstalt 1939–1945*. Geleitwort von Karl Jaspers. Suhrkamp-Taschenbuch 945, Frankfurt am Main 1983. 165 S., 8 Abb.

Prof. Schmidt, emer. Psychiatrieprofessor, Lübeck, wurde nach Kriegsende kommissarischer Direktor der bairischen Geisteskranken- und Geistesschwachenanstalt Eglfing/Haar, die während des Krieges nicht nur einen Teil ihrer eigenen Patienten, sondern auch solche von sieben kleineren

Anstalten «selektioniert» hatte. Auf der Basis des dort gesammelten Materials schrieb Prof. Schmidt 1945–46 dieses Buch, das erfreulicherweise – es gibt Dinge, die man nicht vergessen darf – als Suhrkamp-Taschenbuch wieder erscheint.

Am 1. 9. 1939 ordnete der Führer an, daß die Befugnisse gewisser Ärzte so zu erweitern seien, daß «unheilbaren Kranken der Gnadentod gewährt werden kann». Etwa 100 000 Kranke, Erwachsene und Kinder, sind auf dieser Basis ermordet worden. Der Verfasser analysiert die vorgeschobenen und die faktischen Motive des «Gnadentods». Er zeigt seine Unabgrenzbarkeit und seine Dynamik als Kettenreaktion. Er beschreibt verschiedene Gruppen und Verhalten der Opfer sowie die Betrugsmanöver, besonders gegenüber den Angehörigen. Als die Vergasung und Abspritzung 1941 gestoppt werden mußten wegen der Proteste von Angehörigen und von kirchlichen Kreisen, wurde in Hungerhäusern weiter gemordet. Das Vergasungspersonal wurde nun zur «Endlösung» eingesetzt.

Ein trauriges Buch von großem wissenschaftlichem, menschlichem und literarischem Wert. In einem Nachwort gibt der Verfasser neueres Material, u. a. wendet er sich auch gegen Dr. Klaus Dörner, der ja bereits als marxistischer Psychiatriegeschichtsklitterer hervorgetreten ist. In seinem blinden Haß gegen unsere Gesellschaft stellt Dörner uns mit den «therapeutischen Idealisten», den Nazimördern, gleich, da wir ja auch «Menschen aussondern in forensischen Abteilungen, Alkoholikereinrichtungen, Alten- und Pflegeheimen». Man bedauert, nichts über das weitere Schicksal der Mörder zu hören. Wieviele von ihnen wurden zur Verantwortung gezogen?

Erwin H. Ackerknecht

Emil Kraepelin, *Lebenserinnerungen*. Herausgegeben von H. Hippius, G. Peters, D. Ploog unter Mitarbeit von P. Hoff und A. Kreuter. Springer Verlag, Berlin/Heidelberg/New York/Tokyo 1983. XIV + 262 S., mit Bilddokumenten DM 39,–.

Emil Kraepelin (1856–1926) hat für die Psychiatrie eine so überragende Bedeutung, daß jede seiner Äußerungen über sein eigenes Leben auf großes und dankbares Interesse stoßen wird. Bewahrheitet sich auch an ihm das Faktum, daß große Ärzte nicht auch bedeutende Autobiographen sein müssen, so enthält dieses Buch doch so viel Wichtiges und Bedenkenswertes, daß kein Psychiatriehistoriker darauf verzichten kann, es zur Kenntnis zu nehmen. Da ist zunächst die Laufbahn, die in Kurzbiographien so geplant und logisch aufgebaut erscheint – in Wirklichkeit war sie aber aus einer

Kette von Zufälligkeiten aufgebaut. Freilich darf man dabei die hintergründige zähe Energie und Zielstrebigkeit nicht übersehen, die man bei manch anderem der Zeitgenossen vermißt. Und dann der Fleiß, der jener Gelehrtengeneration freilich allgemein zu eigen war, und den man, etwas pompös aber zutreffend, das «Arbeitsethos» der Gelehrten und Ärzte des 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts zu nennen pflegt. Dabei war dieses Arbeitsethos bei Kraepelin frei von jeder Verkrampfung und Verbissenheit. So ist er sehr gerne und sehr viel gereist, und nur der Erste Weltkrieg hat ihn daran gehindert, auch noch Sibirien (touristisch, versteht sich) kennenzulernen. Freilich hatte er überall ein offenes Auge für psychiatrische Fragen, und vieles ging auch in seine Arbeiten ein. Vieles an seinen Reisen war aber auch behaglich und erholsam – Lohn für geistige und wissenschaftliche Mühen. Er erscheint geradezu wie das Urbild eines deutschen Professors um die Jahrhundertwende: Umgeben vom sanften Glanz hoher sozialer Achtung, die das wilhelminische Deutschland dem Gelehrten zubilligte, dabei wohl auch eher eingeschlossen in die akademische Ärzte- und Gelehrtenwelt, und, sieht man die politische und soziale Geschichte jener Zeit an, wohl auch etwas weltfremd, dabei persönlich recht bescheiden und ein besorgter Familienvater im Stile der Zeit. Seine Jugend in Neustrelitz (Mecklenburg) war bescheiden, das Vaterhaus des Musiklehrers vermittelte mehr geistige als materielle Güter. Schon als Medizinstudent in Würzburg beschäftigten ihn psychiatrische Fragen, vier Jahre lang lernte er dann bei Bernhard v. Gudden in München, kürzere Zeit auch bei P. Flechsig und W. Erb in Leipzig. Größte Bedeutung erlangte aber die Tätigkeit bei Wilhelm Wundt, mit dem er persönlich in freundschaftlicher Weise während seines ganzen Lebens verbunden blieb. Es folgte die Arbeit an der Irrenanstalt Leubus in Schlesien – wissenschaftlich nicht ergiebig, aber in menschlich freundlicher Atmosphäre – und zudem eine Stellung, die ihm endlich die Heirat erlaubte. 1886–1891 folgte die Professur in Dorpat, dann bis 1903 diejenige in Heidelberg. Es spricht für ihn, daß er sehr ungern aus jenem schönen Tätigkeitsgebiet und der reizenden Landschaft wegzog – aber ebenso bezeichnend ist, daß er von dort nach München ging: dem Ruf der Pflicht konnte er sich nun einmal nicht entziehen. In München blieb er bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1922, und er eröffnete dort 1904 die neue psychiatrische Klinik und vor allem 1917 die «Deutsche Forschungsanstalt für Psychiatrie». Das wissenschaftliche Werk kommt in dieser Autobiographie leider doch zu kurz, was besonders augenfällig wird, wenn man die imponierende Publikationsliste am Schluß des Bandes durchgeht. Immerhin soll

daran erinnert werden, daß gerade vor 100 Jahren, 1883, fast als eine Gelegenheitsarbeit, das «Compendium der Psychiatrie» erschien – ein bescheidenes Büchlein, das sich zum voluminösen vierbändigen Werk auswachsen sollte und eine vor- wie eine nachkraepelinische Periode der neueren Psychiatrie begründete. Bedeutend war Kraepelin ja vor allem als Nosologe, und die heutige Systematik in der Psychiatrie geht doch im wesentlichen auf ihn zurück. Dabei sollten freilich die wichtigen und umfangreichen Arbeiten seiner Zeitgenossen nicht unterschätzt werden: Vor allem für seine großen nosologischen Schöpfungen des «manisch-depressiven Irreseins» und der «Dementia praecox» konnte er sich auf manche Vorarbeiten stützen. Seine «Dementia praecox» bekam auch erst ihr wahres Gewicht, als Eugen Bleuler 1911 das Konzept Kraepelins aufnahm und es zur «Schizophrenie» erweiterte. Daß seine übrigen Arbeiten das gesamte Gebiet der damaligen Psychiatrie umfaßten, soll hier zwar nur erwähnt, aber mit Nachdruck erwähnt werden. Wie dauerhaft Kraepelins Werk war, läßt sich heute, hundert Jahre später, beurteilen: Trotz vieler Anfechtungen und vieler Kritik bereits der ersten Stunde hat sich das Kraepelinsche System bis heute gehalten und sogar die Feuerproben der Pharmakopsychiatrie und der dynamischen Psychiatrie bestanden. Gerade hier zeigen sich aber auch die Grenzen Kraepelins. Gewiß, er hatte ein Herz für seine Kranken – man vergleiche etwa seine Schilderungen der Zustände selbst in Guddens vorbildlicher Klinik mit denjenigen des so viel spontaneren und empathischeren August Forel (dessen unmittelbare Nachfolge an der Klinik Kraepelin übernahm). Er war ohne Zweifel ein großer Wissenschafter und Nosologe – aber wie war er wohl als Arzt, im unmittelbaren Umgang mit den Patienten? Wir haben es heute freilich leicht, nachdem ein Sigmund Freud und ein Ludwig Binswanger die Bedeutung der «inneren Lebensgeschichte» dargetan haben und nachdem Manfred Bleuler gemahnt hat: «bleiben wir beim Kranken». Zudem haben inzwischen C. G. Jung und Eugen Bleuler das Erbe der Psychoanalyse in die Psychiatrie eingebracht. Freilich darf man auch daran erinnern, daß das sorgfältige, einfühlende und teilnehmende Eingehen auf den Kranken altes ärztliches Erfahrungsgut ist – man darf hier auch bis zu Felix Platter zurückgehen. Und wenn Pierre Pichot ("A Century of Psychiatry", Paris 1983) darauf hinweist, daß ein Bruder Kraepelins ein bedeutender Botaniker war, so sieht das zwar wie eine oberflächliche Analogie aus, wird aber bedeutsam, wenn man erfährt, einen wie großen Einfluß dieser Bruder Karl auf den jungen Kraepelin gehabt hat – Systematik in Botanik und in der Medizin – klingt da nicht ein altes Thema an? Ist es

aber für eine moderne Psychiatrie nicht zu relativieren, so wichtig auch ein biologisches Ordnungsprinzip in den medizinischen Wissenschaften bleiben muß? Damit ist man nun aber nicht bloß bei der Psychographie Kraepelins, sondern beim Berufsbild oder – moderner gesagt – bei der «Identität» des Psychiaters angelangt. Nicht unerwähnt darf hier Kraepelins Kampf gegen den Alkoholismus bleiben, der auch bei ihm, wie bei Forel und Bleuler, mit großem persönlichem Engagement verbunden war. Andere Bemühungen Kraepelins mögen heute weniger glücklich erscheinen, so die Art seiner politischen Betätigung. Aber er hat sich wenigstens nicht professoral-vornehm von der Tagespolitik zurückgezogen, und seinen Patriotismus mag verurteilen wer will. Schon diese Andeutungen zeigen, daß diese Autobiographie keineswegs eine umfassende, fundierte Biographie Kraepelins ersetzen kann, und es ist zu bedauern, daß die deutsche Medizingeschichtsschreibung diese Aufgabe noch nicht erfüllt hat, zumal, dem Vernehmen nach, ein nicht unbeträchtlicher Nachlaß vorhanden sein soll. So soll denn wenigstens die editorische Leistung dieses Buches ihr verdientes Lob erfahren: Weder ein Register, noch eine Zeittafel, noch ein Namenverzeichnis fehlen, und vor allem ist dem Buch eine Bibliographie beigegeben. So besitzen wir denn über diesen großen Psychiater doch wenigstens eine Autobiographie – aber das historische Interesse an diesem Mann und seinem Werk ist damit, wie gesagt, nicht gestillt. Im Gegenteil: gerade dieses Buch weckt das Bedürfnis nach einer angemessenen und umfassenden Würdigung dieses Mannes und seines Werkes.

Hans H. Walser

Max Müller, *Erinnerungen. Erlebte Psychiatriegeschichte 1920–1960*. Vorwort von Werner Janzarik. Springer-Verlag, Berlin/Heidelberg/New York 1982. 504 S., Porträt.

Dies ist ein Buch, das man mit Freude anzeigt: Es ist eine «echte Autobiographie» im wahren Sinne des Wortes, läßt also der «inneren Lebensgeschichte» viel Raum, ohne daß die wissenschaftlichen Leistungen und ohne daß die äußere Realität in Ort und Zeit vernachlässigt würden. Der Ort: Das ist die Psychiatrie des deutschen Sprachraumes in ihrer schweizerischen Ausprägung. Mit August Forel, Eugen Bleuler, Adolf Meyer und doch auch mit C. G. Jung hatte die Schweiz vom Ende des letzten Jahrhunderts an durchaus etwas Eigenständiges anzubieten. Die Psychiatrie hatte sich ja seit je zwischen den Polen Körper und Seele, Psychogenie und Somatogenie entwickelt. In einer Zeit überwiegender Somatogenie und klassifizierender Nosologie verhalfen die Schweizer Psychiater ihrem Gebiet durch größere

Betonung des Seelischen wieder zu einem besseren Gleichgewicht. So war August Forel ebenso prominent als Hirnforscher wie als Hypnotiseur, und sein Schüler Eugen Bleuler verschaffte der Freudschen Psychoanalyse in der Psychiatrie ihr Heimatrecht, indem er sie mit dem damals ganz neuen Kraepelinschen System verband. Darin wurde er tatkräftig von dem jungen C. G. Jung unterstützt (wobei hier die Betonung der gleichlautenden Vokabeln auf das Adjektiv zu legen ist). Die Zürcher psychiatrische Klinik hatte denn auch in der Zeit der gegenseitigen Beeinflussung und der schließlichen Zusammenarbeit von Bleuler, Freud und Jung, also von etwa 1900 bis ins Jahr 1913, eine besonders glänzende Zeit. Aber was geschah nachher in Zürich, was in der übrigen Schweiz? Hier erfährt man nun sehr vieles von Max Müller, denn als er 1922 ins Burghölzli eintrat, war jener Geist noch immer lebendig. Lernte er einerseits bei Eugen Bleuler klinische Psychiatrie, so trat er anderseits bei Emil Oberholzer selbst in eine Psychoanalyse ein. Nichts belegt wohl die Ausgeglichenheit der Schweizer Psychiatrie besser als daß Müller, bei aller andauernden Treue zur Psychoanalyse, klinischer Psychiater und Klinikdirektor wurde, dessen hauptsächliche wissenschaftliche Bedeutung auf dem Gebiet der körperlichen Kuren, ganz besonders der Insulinkur, liegen sollte. Die Anstalt Münsingen, in die Müller 1923 eintrat, war unter einem unfähigen Direktor verkommen. Nun wurde sie in jahrelanger, zäher Arbeit in eine moderne, auf die Therapie ausgerichtete Klinik umgewandelt: ein Prozeß, den der Schweizer Dichter Friedrich Glauser anschaulich und – wie man nun feststellen kann – in einer dichterisch nur leicht verfremdeten Form in seinem Roman «Matto regiert» geschildert hat. Aber auch die Psychoanalyse kommt in diesem Buch nicht zu kurz: Da ist zunächst die eigene Lehranalyse, dann vor allem der Analyseversuch an Friedrich Glauser, die reichlich Stoff zum Nachdenken geben. Max Müller hat die Psychoanalyse jener Zeit nicht nur miterlebt, er hat sie auch mitgestaltet und vor allem auch miterlitten. (Hier wird nun ein ganz persönliches «peccavi» des Referenten wohl unumgänglich: In meiner kurzen Darstellung der Psychoanalyse in der Schweiz wurden die Quellen, die Max Müller hätte beisteuern können, nicht berücksichtigt.) Hoch bedeutsam ist das Buch aber auch durch seine Einblicke in die deutsche und österreichische Psychiatrie jener Zeit; manche ihrer Vertreter kannte Müller gut, so H. W. Gruhle, K. Wilmans, M. Sakel, W. Mayer-Gross, O. Pötzl u. v. a. Zu Ort und Zeit gehören aber auch die politischen Zeitereignisse, und dies nicht nur, weil die Psychiatrie seit je besonders eng mit Staat und Politik verflochten ist. Max Müller gehörte zu den Klarsichtigen jener Jahre, in

denen sich die Pest der nationalsozialistischen realen Diktatur ausbreitete. Über eine Studienreise nach Deutschland im Jahre 1930 heißt es: «In dieser friedlichen Welt trat nun aber etwas auf mich zu, das mich viel mehr bewegte, beschäftigte und erschauern ließ als alles übrige: die Begegnung mit dem Nationalsozialismus. Es fing schon auf der Hinfahrt im Zuge an. Die vielen verbissenen Gesichter; Gesprächsfetzen, in denen Haß, Feindseligkeit gegen jeden Ausländer ... hämische Bemerkungen über die Juden aufblitzten ... Daß in Deutschland etwas ungeheuer Bedrohliches heranreife, blieb der alles beherrschende Eindruck ... Ich sprach zu Hause von meinen Befürchtungen, traf aber nur auf Unglauben und belustigtes Lächeln ...» (p. 92 f.). Hier ist die Aktualität, die Analogie zur unmittelbaren Gegenwart unübersehbar – doch wird man sich mit der resignierten Bemerkung begnügen müssen, daß die Menschen (und nicht nur die jungen) unfähig sind, aus den Erfahrungen anderer zu lernen. Die Kriegsjahre stellten natürlich an einen Klinikleiter besondere Anforderungen. Als solcher hatte Müller aber manche Möglichkeit, Kollegen aktiv zu helfen, die aus Deutschland und Österreich verjagt worden waren. Nach dem Kriege, im Jahre 1954, ging endlich Müllers alter Wunsch in Erfüllung: er wurde zum Direktor der psychiatrischen Universitätsklinik Waldau in Bern gewählt. Der alte Widersacher Jakob Klaesi, der sowohl die Laufbahn von Max Müller wie diejenige von Jakob Wyrsch gebremst hatte, hatte nun doch endlich das höchste Rücktrittsalter erreicht. Müller fühlte sich noch frisch für eine große, neue Aufgabe, aber es blieben nun nur noch wenige Jahre. Und natürlich begannen sich nun allmählich auch Krankheiten zu melden, die das Alter ankündigten. – Zur Autobiographie ist anzumerken, daß sie erst mit der Berufswahl einsetzt, Herkunft und Jugend werden nicht dargestellt. Doch wird dieser Verlust mehr als aufgewogen durch die Fortführung der Schilderung bis ins höhere Alter. Ein besonderes Merkmal Müllers ist die Direktheit und die Aufrichtigkeit sich selbst und anderen gegenüber. Wer sich aber von Müllers Urteil verletzt fühlt, muß erst einmal beweisen, daß er nicht recht hat, denn man hat überall den Eindruck, daß er die Wahrheit sagt. Und warum nicht deutlich sagen, daß dieser oder jener einen nicht so schönen Charakter hatte oder einer verderblichen und unmenschlichen Ideologie nachgelaufen ist? Man fühlt sich manchmal an das Wort des Paracelsus erinnert, der, seiner offenen Sprache wegen getadelt, fand, er sei eben «des Lands ein Schweizer». Es hätte auch anders sein können: Gerade im Kleinstaat ist der Konsens- und Kompromißdruck besonders groß. Müller wußte wohl, daß er Anstoß erregen könnte: Als ich ihm, einige Zeit vor

seinem Tode, sein Manuskript begeistert lobte, aber vorsichtig beifügte, dies oder jenes sollte vielleicht etwas im Ausdruck «gemildert» werden, meinte er: Davon wolle er nichts wissen, wenn das Buch nicht zu seinen Lebzeiten so erscheine, wie es sei, solle damit nach seinem Tode geschehen, was da wolle. Das beste ist geschehen: Das Buch ist erschienen, und es scheint sogar, als habe der Rotstift des Herausgebers keine allzugroßen Lücken in den Text gerissen. Dafür und für die Betreuung dieses Buches darf man ihm ebenso dankbar sein wie dem Verlag für die schöne Präsentation des Bandes. Der Klugheit des Verfassers aber ist zu danken, daß er sein Leben just im richtigen Zeitpunkt dargestellt hat, nämlich im frühen Seniorenalter, im Vollbesitz seines Gedächtnisses und seiner Erlebnisfähigkeit. So hat er uns mit einem Buch beschenkt, das nicht nur für die Psychiatriegeschichte von großer Bedeutung ist, sondern das auch eine jener echten Autobiographien darstellt, an denen die Medizingeschichte unseres Landes nicht allzu reich ist.

Hans H. Walser

Andrew Scull (Editor), *Madhouses, Mad-Doctors, and Madmen.* The social history of psychiatry in the Victorian Era. University of Pennsylvania Press 1981.

Das Buch besteht aus 14 Beiträgen, die zum Teil schon in verschiedenen Zeitschriften erschienen waren. Drei Aufsätze betreffen die Vereinigten Staaten, die andern Großbritannien. Nur zwei der Autoren sind Ärzte, Bynum und Parry-Jones, die übrigen Soziologen und Historiker, darunter vier Frauen. Auch der Herausgeber ist Soziologe; er hat drei Beiträge geschrieben, u. a. über die Anstaltsreform in USA. Der allgemeine Tenor der Arbeiten ist gemäßigt, also nicht auf Foucault, Goffman und die Antipsychiatrie eingestimmt. Es wird jedoch im Detail geschildert, daß die «große Revolution», d.h. die Wende zum Moral Treatment und Non-Restraint, nicht glatt über die Bühne ging, sondern gegen Widerstände mühsam erkämpft werden mußte. Von aktuellem Interesse im Licht der heutigen Anstaltskritik ist der Aufsatz von Parry-Jones über die Rezeption des Modells von Geel in Belgien. Er schildert dessen Entwicklung von einem Wallfahrtsort zu einer ärztlich geleiteten «Irrenkolonie» mit Familienpflege. Seit 1828 wurde der Ort von englischen Ärzten besucht und beschrieben; aber verschiedene Versuche, in England etwas Ähnliches zu gründen, wurden rasch wieder aufgegeben. Analog ging es in Amerika. Von den Studien über die USA sei noch diejenige von Barbara Sicherman erwähnt, die den Pionieren der Psychohygiene gewidmet ist, speziell George M. Beard

und Mary Putnam-Jacobi. Beide wurden auf Grund ihrer Erziehung und ihres beruflichen Werdegangs zu Vorkämpfern einer Bewegung, die zugleich die Prävention seelischer Störungen wie die Verbesserung der Zustände in den Anstalten anstrebte. Carl Haffter

Klaus Ernst, *Geisteskrankheit ohne Institution. Eine Feldstudie im Kanton Fribourg aus dem Jahre 1875.* Schweiz. Arch. Neur. Neurochir. u. Psychiat. *133* (1983), 239–262.

Als im schweizerischen Kanton Fribourg die erste staatliche psychiatrische Klinik errichtet werden sollte, erteilte die Regierung einem anerkannten französischen Psychiater, Girard de Cailleux, den Auftrag, alle geisteskranken Einwohner des Kantons festzustellen. Dieser Census wurde 1875 innerhalb von 5 Monaten durchgeführt. Der Experte hat in dieser Zeit 132 Geisteskranke und 32 erheblich Schwachsinnige persönlich an ihrem Aufenthaltsort aufgesucht, also nicht nur ihren Geisteszustand, sondern auch ihre Unterbringung und Pflege beschreiben können. Er hatte in erster Linie die Frage zu beantworten, wieviele dieser Patienten in ihrem Milieu bleiben könnten und wieviele in einer Anstalt untergebracht werden müßten. Dieser bisher unveröffentlichte Bericht wird von Klaus Ernst analysiert, und die Ergebnisse werden mit heutigen Verhältnissen verglichen. Es ergeben sich daraus Antworten auf heute aktuelle Fragen. Es lassen sich Behauptungen von antipsychiatrischer Seite widerlegen: Die Krankheitsbilder und Verlaufsformen haben sich seit 100 Jahren nicht wesentlich geändert. Die Unterbringung und Pflege der meisten dieser Patienten war außerhalb einer Anstalt wesentlich schlechter als innerhalb, und die Tendenz zu chronischen Verläufen, die man heute der Etikettierung und Hospitalisierung anlastet, war in den damaligen Verhältnissen eher noch deutlicher ausgeprägt als heute. Carl Haffter

Hans Konrad Iselin, *Zur Entstehung von C. C. Jungs «Psychologischen Typen».* Der Briefwechsel zwischen C. G. Jung und Hans Schmid-Guisan im Lichte ihrer Freundschaft. Verlag Sauerländer, Aarau/Frankfurt am Main/Salzburg 1982. 152 p., 6 Abb.

Daß den «Psychologischen Typen», dem monumentalen Gedankengebäude C. G. Jungs aus dem Jahre 1921, ein weniger differenzierter Entwurf vorausging, erfährt man erstmals durch diesen Briefwechsel. Im Typenbuch, seinem wohl bekanntesten und wirkungsvollsten Werke, unterschied dieser

Forscher klar zwischen zwei von einander unabhängigen Ebenen. Auf der einen beschreibt er die beiden Einstellungsarten Introversion und Extraversion, auf der anderen die vier Orientierungsfunktionen Denken, Fühlen, Empfinden und Intuieren. Diese vier, er nennt sie auch «Bewußtseinsfunktionen», kombiniert er dann mit den zwei Einstellungsfaktoren Introversion und Extraversion, was insgesamt acht psychologische Typen ergibt, also einen introvertierten Denktyp, einen extravertierten Denktyp, einen introvertierten Fühltyp, usw. Jeder dieser acht wird einzeln charakterisiert und steht gleichwertig neben den anderen da.

Mit Überraschung entdeckt der informierte Leser in dem von Iselin erstmals publizierten Briefwechsel, daß Jung 1915 die Unterscheidung zwischen den beiden Ebenen noch nicht vollzogen hatte. Vielmehr war damals für ihn der Extravertierte eo ipso Fühltyp und der Introvertierte ein Denktyp, was folgender Passus belegt: «Übrigens muß ich bemerken, daß der Introvertierte wenigstens etwas kann, was der Extravertierte weniger gut kann, nämlich Denken.» (p. 107) Jung zählte sich selbst zu den Introvertierten, den Freund Schmid dagegen zu den Extravertierten.

Wann und wie Jung schließlich zur Trennung von Introversion und Denken, Extraversion und Fühlen kam, weshalb er Empfinden und Intuieren als zwei weitere gleichberechtigte Bewußtseinsfunktionen neben Denken und Fühlen einsetzte, ist unbekannt.

Ebenso bleibt weiterer Bearbeitung offen, warum diese vier Orientierungsfunktionen nie psychologisches Allgemeingut wurden, wogegen sich die beiden Einstellungsfaktoren Introversion und Extraversion seit über 60 Jahren behaupten konnten. Vielleicht, weil sie erlauben, zahlreiche Konflikte zwischen zwei Gegentypen, die sich in Ehe oder Freundschaft zusammenschließen, auf eine einfache Formel zu bringen.

Daß Konflikte zwischen gegensätzlichen Typen mächtige Kraftfelder bilden, zeigt die Auseinandersetzung zwischen Jung und Schmid am praktischen Beispiel – gewissermaßen im Selbstversuch. Ihre Erfahrung als Tiefenpsychologen hat sie nicht davor bewahrt, einem wachsenden Sich-nicht-Verstehen zu verfallen. Was anfänglich als gemeinsames Ringen um Klärung eines wissenschaftlichen Problems konzipiert war, endete in gegenseitigen Beschuldigungen, wie etwa der Klage Schmids über einen ironisch-gehässigen Ton (p. 118). Was ursprünglich mit einem Seitenblick auf eine gemeinsame spätere Publikation verfaßt wurde, endete in einer Schublade. Auch die Freundschaft ging auseinander.

Der ungelöste typologisch bedingte Konflikt auf so hoher Ebene und gleichzeitig so lebensnah bildet den Hauptreiz dieses Büchleins.

Daneben will Iselin noch das Leben und Wirken des früh verstorbenen Psychiaters Hans Schmid-Guisan der Vergessenheit entreißen und gleichzeitig ein Streiflicht auf die Entwicklung der Psychiatrie seit dem ersten Weltkrieg werfen. Dazu soll eine eher problematische Gegenüberstellung zweier Krankenstatistiken der psychiatrischen Klinik Cery aus den Jahren 1912 und 1977 beitragen. Ebenso der Vergleich zwischen je zwei Gutachten aus jener Zeit, welche die gleichen Exploranden betreffen. Die vom Chefarzt, Prof. Mahaim, verfaßten Expertisen aus dem Jahre 1912 legten jeweils in traditioneller Weise das Schwergewicht auf die vererbten minderwertigen Charaktereigenschaften, die Degeneration und den Alkoholismus in der Aszendenz. Dagegen berücksichtigte Schmid schon damals die Träume und die aus dem Unbewußten gesteuerte Psychodynamik. Fritz Beyme

M. A. C. Nicola, *Psychologische Aspekte der Hexenprozesse in Poschiavo (17. Jahrhundert)*. Med. Diss. Basel 1982.

Nicola hat ein Thema aus seinem Kanton (Graubünden) gewählt und behandelt es als Psychiater. Bekanntlich hat schon einer der ersten Vorkämpfer der Hexenverfolgungen, Weier, mit psychiatrischen Vorstellungen operiert – Hexen seien geisteskranke Frauen –, und dafür einen Ehrenplatz in der Geschichte der Psychiatrie erhalten. Spätere Psychiater erklärten die Hexen als Hystericae, und noch andere versuchten die angeblichen nächtlichen Erlebnisse – Flug zum Hexensabbat – als Wirkungen der Hexensalbe, d. h. Vergiftung mit Datura Stramonium, zu deuten. Nicolas Arbeit stellt diese Vorgänge im Rahmen unserer modernen Auffassungen dar. Es handelt sich beim Zustandekommen einer solchen Verfolgungswelle um gruppenpsychologische Prozesse, eine Welt, in welcher Ankläger und Angeklagte an magische Zauberpraktiken und an die Existenz des Teufels glaubten und jedermann es für möglich hielt, unter seinen Einfluß zu geraten. Anderseits muß man es den Haftbedingungen und den Verhörmethoden jener Zeit, vor allem den Folterungen, zuschreiben, daß es zu einem Persönlichkeitsabbau und -umbau kam, den wir in unserer Zeit nur zu gut kennen (sog. Gehirnwäsche, Prozesse der stalinistischen Zeit). Dies erklärt, daß sich in fast allen Fällen das Urteil auf Geständnisse der Angeklagten stützen konnte. Es war eine besonders treffende Wahl von Nicola, daß er sich auf die gut protokollierten Prozeßakten, hauptsächlich im italienischen Dialekt dieser Talschaft festgehalten, gestützt hat, um diese psychologischen Vorgänge zu analysie-

ren. Es gelingt ihm, an einzelnen Beispielen überzeugend zu demonstrieren, wie diese Prozesse abgelaufen sein müssen. Damit hat er die reichhaltige Literatur über jene düstere Epoche der Kulturgeschichte um einen wertvollen Beitrag bereichert. Die Arbeit wurde mit dem Henry-E.-Sigerist-Preis für das Jahr 1983 ausgezeichnet. Carl Haffter

Adelheid Giedke, *Die Liebeskrankheit in der Geschichte der Medizin*. Med. Diss. Düsseldorf 1983.

Mit der Liebeskrankheit ging es wie mit dem Heimweh, beide sind aus der medizinischen Nomenklatur verschwunden und haben so blassen Begriffen wie z. B. reaktive Depression Platz gemacht. Beiden Diagnosen ist gemeinsam, daß sie blutwarmes Erleiden bezeichnen, daß gleichzeitig Ärzte und Dichter davon sprechen und gegenseitig aufeinander verweisen. Die ehrwürdige Tradition des Morbus amatorius knüpft an die Anekdote vom liebeskranken Königssohn an, an dessen Krankenbett sitzend der Leibarzt Erysistratos seinen Zustand erriet, weil sein Puls schneller schlug, als seine junge Stiefmutter hereinkam. Regelmäßig wird aber auch das berühmte Gedicht der Sappho zitiert, das Catull nachgedichtet hat (Ille mi par esse deos videtur ...), als klassische Schilderung der Symptome der Verliebtheit. Die Autorin verfolgt sorgfältig die Entwicklung des Begriffs seit *Galen* durch die Jahrhunderte, mit letzten Höhepunkten im 17. Jahrhundert mit der «maladie d'amour ou mélancholie érotique» des Arztes *J. Ferrand* und mit dem großen Kapitel "love-melancholy" in *Burtons* „Anatomy of melancholy". Verdienstvoll ist schon die Begriffsklärung unter allen Ausdrücken, die im Umkreis dieses Leidens erscheinen. Allein eine Tabelle mit den Bezeichnungen in verschiedenen Sprachen umfaßt 3 ½ Seiten. Analog zur humoralistischen Erklärung der Melancholie (schwarze Galle) kennt die alte Medizin, speziell die der arabischen Autoren, auch eine Säftetheorie der Liebeskrankheit, die Retention des Spermas, die das Blut vergiftet. Dementsprechend besteht die Therapie in der Empfehlung eines häufigen Coitus, eventuell auch mit Frauen, die nicht Gegenstand der Verliebtheit sind (es ist hier nur von liebeskranken Männern die Rede). Das Gegenstück dazu ist die Erklärung der Chlorose als Liebeskrankheit bei Autoren des 17. Jahrhunderts wie *Woyt* und *Ettmüller*, welche beide häufigen Beischlaf mit einem potenten Mann für das beste Heilmittel halten. Letzte monographische Darstellung des Themas findet sich bei Esquirol, der die Erotomanie als cerebrales Phänomen abgrenzte gegen Nymphomanie und Satyriasis, deren Ursache im Genitalapparat zu suchen sei. Er hat auch schon eine Frage

aufgeworfen, auf die die Autorin am Schluß eingeht, ob und warum die Liebeskrankheit im Lauf der Jahrhunderte seltener geworden sei. Dies gilt übrigens auch für das Heimwehleiden, ebenso die Frage, ob man an diesen beiden Krankheiten sterben kann (oder konnte). Natürlich lassen sich bei den zahlreichen ausführlichen Fallschilderungen viele Beispiele von Auslösung oder Verschlimmerung somatischer Leiden (Anorexie, Abmagerung, Tuberkulose) ausschließen – es bleiben aber immer noch Beispiele relativ stürmisch verlaufender Todesfälle, bei denen man erwägen muß, ob es sich nicht um psychogenen Tod handelte, wie er heute noch bei Naturvölkern vorkommen soll. Carl Haffter

Peter Meerwein, *Der Krebspatient und sein Arzt im 19. Jahrhundert. Ursprünge der Psychoonkologie?* ZMA Nr. 139. Juris Druck + Verlag, Zürich 1980.

Ein erster Teil der Arbeit befaßt sich mit der Frage, inwieweit im 19. Jahrhundert psychosomatische Gesichtspunkte bei der Krebskrankheit eine Rolle spielten. Wie dies Ackerknecht immer betont hat und durch mehrere Doktoranden bearbeiten ließ, war das 19. Jahrhundert durchaus nicht nur von der Zellularpathologie beherrscht, sondern gab auch psychosomatischen Erwägungen großen Raum. So kann Meerwein zeigen, daß bei namhaften Autoren psychische Momente für Entstehung und Verlauf der Krebskrankheit eine Rolle spielten. – Ein zweiter Teil der Arbeit ist der «Wahrheit am Krankenbett» gewidmet, d.h. der Frage, ob man dem unheilbaren Patienten die wahre Diagnose eröffnen dürfe. Diese Problematik wird an berühmten Kranken exemplifiziert, wie dem deutschen Kronprinzen Friedrich III. und dem russischen Chirurgen Pirogoff, dem Billroth seine infauste Prognose verheimlichte. Dieselbe Situation betraf auch den Krebspatienten Theodor Storm, der mit der Wahrheit nicht zurechtkam, sich aber die schlimme Realität von einer medizinischen Kapazität ausreden ließ und danach für ein Jahr seine Schaffenskraft wieder fand. Storm hat übrigens in seiner Novelle «Ein Bekenntnis» das Thema der aktiven Sterbehilfe behandelt. – Diese überdurchschnittliche Dissertation wurde 1980 ex aequo mit dem Henry-E.-Sigerist-Preis ausgezeichnet. Carl Haffter

Esther Fischer-Homberger, *Medizin vor Gericht. Gerichtsmedizin von der Renaissance bis zur Aufklärung.* Mit 17 illustrierenden Fallbeispielen, zusammengestellt von Cécile Ernst. Verlag Hans Huber, Bern 1983. 487 p., 16 Abb.

Esther Fischer-Hombergers lang erwartete Geschichte der Gerichtsmedizin beschäftigt sich nur kurz mit der «Vorgeschichte», für welche nur juristische Quellen von Hamurapi bis Karl V. vorliegen. Der erste Teil des Buches ist Standesgeschichtlichem gewidmet, d. h. den Medizinalpersonen, die vor den Universitätsärzten Gerichtsgutachter waren und von jenen verdrängt wurden: den anatomieorientierten Chirurgen, den Hebammen und den chemieorientierten Apothekern. Wie auch in allen folgenden Abschnitten bilden Zitate der Klassiker (d. h. Paré, Condronchi, Fidelis, de Castro, Zachias, Welsch, Bohn, Teichmann, Hebenstreit, Ant. Louis, Plenk, Fodéré) das Skelett der Ausführungen. Natürlich wird auch das Verhältnis zu den Juristen beleuchtet – beginnt doch die Gerichtsmedizin in der Juristenuniversität Bologna – sowie die langsame Trennung von Gerichtsmedizin und öffentlicher Hygiene im 18. Jahrhundert sowie die Anatomie- und Ethik-Vorstellungen der Gerichtsmediziner.

Der Rest des Buches ist «Problemgeschichte» für den behandelten Zeitraum, beginnend mit der Verantwortlichkeit zuschreibender Gerichtsmedizin, je nach Alter, Geschlecht und psychischer Verfassung der zu Begutachtenden. Die Psychiatrie hat ja eine ihrer Wurzeln in der Gerichtsmedizin!

Es folgen die drei Hauptbrennpunkte der Disziplin: Sexualität (mit Unfruchtbarkeit, Impotenz, Virginität, Schwangerschaft, Abort, Kindsmord), Gewalt und Tod (Wunden, Erstickung, hierzu eine der zahlreichen Exkursionen: Geschichte der Atmung) sowie Vergiftungen.

Zusammenhänge mit allgemeinen Ideen (z. B. Aufklärung) oder auch speziellen (wie Spezifität) wird viel nachgegangen. Dies ist weniger eine Geschichte von Institutionen als von Ideen und mentalitätsgeschichtlichen Aspekten, von den gesellschaftlichen Dimensionen der medizinischen Wissenschaft. Die Gerichtsmedizin erscheint als ein Schrittmacher der Medizin im Ganzen. Ein Sechstel des Buches, die von Cécile Ernst beigesteuerten Fallbeispiele, sind eine ausgezeichnete Ergänzung des Buches. Auch Fußnoten, Bibliographien und Register sind sehr zufriedenstellend. Alle umfangreichen Bücher sind heute in Gefahr, nur als Nachschlagewerke zu dienen. Dies wäre ein sehr großer Fehler gegenüber einem bedeutenden Werk, das so viel Neues und Wichtiges an Material und Ideen bringt und das man von A bis Z lesen sollte. Erwin H. Ackerknecht

Jan Brügelman, *Der Blick des Arztes auf die Krankheit im Alltag 1779–1850. Medizinische Topographien als Quelle für die Sozialgeschichte des Gesundheitswesens*. Inaugural-Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades der

philosophischen Fakultät der Freien Universität Berlin, 1982. 398 p., 8 Karten, 16 Tabellen, 23 Graphiken.

Dr. Brügelmann analysiert in seiner historischen Doktorarbeit 51 deutsche medizinische Topographien, erschienen zwischen 1779 und 1850, um Einsicht in die Auffassungen des Durchschnittsarzts dieser Periode zu gewinnen. Er umschreibt dies mit der Formel vom «medizinischen Blick» des zur Zeit modischen Philosophen M. Foucault, der vor allem durch die Erfindung inhaltsarmer, aber poetischer bildlicher Termini bekanntgeworden ist. Die Topographien haben ihre Wurzeln im Cameralismus und der medizinischen «Polizey». Sie sind getragen von hippokratischem Empirismus. Es hat solche bereits vor 1779 in Deutschland (und anderwärts!) gegeben. Aber erst nach 1779 hat sich die Bewegung in Deutschland voll entfaltet. Anhand von Verteilungskarten zeigt Brügelmann ein auffallendes Nord-Süd-Gefälle im Erscheinen der Topographien. Sie richteten sich an Bürger, Behörden und Ärzte. Eine Analyse von einigen Subskriptionslisten versucht ihre tatsächlichen Konsumenten in Berufskategorien zu zeigen. Die Autoren werden durch ihre Ausbildungsstätten charakterisiert.

Der Verfasser referiert dann die Literatur zum «ärztlichen Blick», den Philosophen Foucault, den Soziologen N. D. Jewson und neun kleinere Arbeiten. Den soziologischen Modebegriff «Invention» prüft er am Beispiel der Einführung der Kuhpockenimpfung, wozu er aus den Topographien interessantes Material beibringt. Dann wird der problematische Modebegriff der «Professionalisierung» (waren denn z. B. die Wundärzte keine «Profession»?), die angeblich auch den «Blick» veränderte, skizziert.

Ein zweites Drittel des Buches ist dann, an Rotschuh anschließend, dem Wechsel der Konzepte gewidmet, wie er sich in den Topographien spiegelt. In einer ersten Etappe stehen die Topographien im Zeichen der Nosologie und der witterungsbedingten «Konstitution», einem anderen Erbe Sydenhams (vom Autor «aeristische Sehweise» genannt). Nur Kinderkrankheiten werden nun nicht mehr aufs Wetter, sondern auf Fehlverhalten der Eltern zurückgeführt. Die Periode 1800–29 bringt eine Abkehr vom Aerismus und den Einfluß des Brunonianismus. *Naturphilosophie und Romantik berühren unsere Empiriker wenig.* 1830–50 führt der Einfluß von Broussais zu häufiger Verwendung des Entzündungsbegriffs und der pathologischen Anatomie. Vor allem dringt nun die Statistik in die Topographien ein und entrückt im Zuge der Spezialisierung dies Gebiet weitgehend den praktischen Ärzten.

Von den «biologischen Rahmenbedingungen» der Morbidität werden vor allen Dingen die Aussagen über Wohnen, Ernährung und «physische

Erziehung» der Kinder, d.h. vor allem die Säuglingssterblichkeit, untersucht. Der Wandel der medizinischen Terminologie, der quantitative Morbiditätsbestimmungen so erschwert, wird mit den Befunden der Dorotheenstädtischen Kirchenbücher (1715–1874) bezüglich Tuberkulose, Typhus und gering fieberhaft gastrointestinalen Krankheiten illustriert, welch letztere in den Krankenjournalen von drei medizintopographischen Autoren an erster Stelle stehen. Auch werden die Übersichten von drei Dresdner Krankenhäusern bezüglich Art der Morbidität und Letalität aus einer Topographie (E. J. Meyer, 1840), ferner verschiedene lokale Cholerastatistiken geboten als Quellen zur «verwalteten» Biologie.

Dies ist eine sehr fleißige und materialreiche Arbeit. Sie hat aber natürlich einige Anfängerschwächen. Der Autor wäre z. B. nicht so von der «Originalität» Foucaults beeindruckt, wenn er K. Fabers "Nosography", New York 1923, kennen würde. Mit mehr Erfahrung hätte er sich nicht so fest auf den Jenner-debunker Razzell gestützt. Er wüßte dann, daß debunker ihre Tätigkeit meist mit einem Resultat beginnen. Mit mehr Kenntnissen in klinischer Medizin wäre er auch von J. P. Peters Umdiagnostizierübungen weniger überzeugt. In Anbetracht meines vorgeschrittenen Alters sei mir schließlich auch eine kleine persönliche Bemerkung gestattet. Der Autor ist des Lobes voll für die (didaktisch nützliche) Einteilung in *bedside*-Medizin, Krankenhausmedizin und Labormedizin (S. 71, 106). Er schreibt sie dem englischen Soziologen N. D. Jewson (1976) zu. Das ist ein Irrtum. Trotz der Amnesie einiger Kollegen ist es ein Fakt, daß ich sie mehr als 30 Jahre früher in die Welt gesetzt (s. Bull. Hist. Med. 22: 138, 1948) und auch nachher häufig benutzt habe.

Erwin H. Ackerknecht

Olai Borrichii Itinerarium 1660–1665, *The Journal of the Danish Polyhistor Ole Borch.* Edited with Introduction by H. D. Schepelern. Vol. I: Introduction. Nov. 1660 – Oct. 1661. Danish Society of Language and Literature comm. E. J. Brill, London 1983.

Dies ist der erste von vier Bänden eines lateinischen Berichts von einer wissenschaftlichen Reise, die den dänischen Polyhistor Ole Borch (1626–1690) 1660–1665 in die Niederlande, England, Frankreich und Italien führte. Die 43 seitige, ausgezeichnete Einleitung von Schepelern enthält auch die Übersetzung einer kurzen Autobiographie des Borch, der sowohl ein fleißiger Philologe als auch Botaniker, Pharmazeut, Chemiker, Poet und Arzt war. Als letzterer war er Schüler von Thomas Bartholinus und Ole Worm und Lehrer von Steno. In allen Ländern bemühte sich Borch, mit

möglichst vielen Gelehrten in Berührung zu kommen, besuchte Laboratorien, Institutionen, kopierte Matrikel, usw. Er war kein Genie, aber sehr gewissenhaft, und so ist sein Reisebericht eine unentbehrliche und fast unerschöpfliche Quelle zur Geistesgeschichte des 17. Jahrhunderts, deren Druck sehr zu begrüßen ist. Erwin H. Ackerknecht

Stefan Winkle, *Johann Friedrich Struensee. Arzt, Aufklärer, Staatsmann. Beitrag zur Kultur-, Medizin- und Seuchengeschichte der Aufklärungszeit.* 655 S., 103 Abb. Gustav-Fischer-Verlag, Stuttgart 1983.

Dies Buch bestätigt die alte Feststellung, daß es kein noch so abgedroschenes Thema gibt, über das ein guter Mann nicht noch ein gutes Buch schreiben kann. Dies Buch ist ein Höhepunkt der so umfangreichen Struensee-Literatur. Der Verfasser (emer. Professor der Bakteriologie in Hamburg) las als junger Assistent eine Maul- und Klauenseuche-Broschüre Struensees von 1764 und war begeistert. Er legt jetzt die Resultate von 40 Jahren Forschung über den dänischen Physikus, Ministerpräsidenten und Märtyrer vor. Struensee war nicht nur ein hervorragender Staatsmann und Aufklärungsdenker, er war auch ein hervorragender Mediziner. Es ist eines der Verdienste dieses Buchs, daß es zur Hälfte dieser Seite seines Wesens, besonders seiner Epidemiologie, gewidmet ist. Sein Gegner Unzer ist noch erinnert, er zu Unrecht nicht. Das ist kein Einzelfall.

Struensee begann sein kurzes Leben 1737 als Pfarrerssohn in Halle. 1757 wurde er bereits Physikus der dänischen Stadt Altona, wo er zahlreiche Reformen durchführte (z. B. Variolation, Verbesserung der Geburtshilfe, straflose Entbindung unehelicher Mütter, Verbot der Quacksalberei, Reformierung des Arzneimittelwesens, Humanisierung der Luesbehandlung, usw.). 1768 wurde er Reisearzt des geisteskranken Königs Christian VII. (und wahrscheinlich der Geliebte der Königin, was aber in dieser Zeit in diesen Kreisen niemanden besonders aufregte). 1770 wurde er Ministerpräsident. Wegen seiner zahlreichen Reformen – er versuchte die bürgerliche Revolution ohne Abschlachten der Aristokratie durchzuführen – wurde er bereits 1772 durch einen Staatsstreich des Hofadels gestürzt und nach einer Prozeßkomödie abgeschlachtet. Unter den 1800 Kabinettserlassen, die er in den knapp 1 ½ Jahren seiner Regierung herausbrachte und die ihn das Leben kosteten, befanden sich z. B. Sparmaßnahmen (u. a. Reduzierung des königlichen Pferdebestands von 800 auf 100, Auflösung kostspieliger Garderegimenter, Streichung von Gefälligkeitspensionen, usw.), Pressefreiheit, Abschaffung der Folter, Verkündigung der Gleichheit aller Bürger vor

dem Gesetz, Aufhebung der kirchenpolizeilichen Aufsicht über Sitten und Schulen, Verbot der Getreideausfuhr und des Schnapsbrennens aus Roggen, usw.). Und das Anstößigste von allen: die Einschränkung der bäuerlichen Frondienste als erster Schritt zur endgültigen Aufhebung der Leibeigenschaft! Das Buch hält, was es im Titel verspricht: es ist auch weitgehend Kulturgeschichte. Voltaire, Goethe, Lichtenberg, Lessing sind so präsent wie Stahl, Hoffmann oder J. P. Frank. Ein geschickter Kunstgriff des Autors ist zu sehen, was für Bücher Struensee besaß, was er anstrich und was er an den Rand schrieb.

Obwohl jede Seite dieses Buches lesenswert ist, ist es leider doch etwas lang geraten. Fast ein Drittel sind Fußnoten. Dies sollte aber niemand abhalten, sich durch die Lektüre zu bereichern. Erwin H. Ackerknecht

Heinz Rodegra, *Johann Carl Georg Fricke (1790–1841), Wegbereiter einer klinischen Chirurgie in Deutschland.* Studien zur Geschichte des Krankenkassenwesens, Band 20. 197 S., 22 Abb. Verlag Altrogge, Herzogenrath 1983.

PD Dr. H. Rodegra, der bei seinen Forschungen zu seinen Büchern zur Medizingeschichte Hamburgs immer wieder auf Fricke gestoßen ist, hat über diesen Pionier einer neuen Chirurgie in einem diesbezüglich etwas zurückgebliebenen Deutschland nun mit Recht eine Monographie erstellt.

Frickes Verdienste liegen sowohl auf organisatorischem Gebiet (Neuordnung des Gesundheitswesens, insbesondere als Mitglied des Gesundheitsrats), als Lehrer und Leiter der chirurgischen Abteilung (360 Betten) des neuen Allgemeinen Krankenhauses, als auch als praktischer Chirurg, Forscher und Schöpfer neuer Instrumente und Operationen.

Rodegra unterläßt nicht, einen kurzen Überblick über die politisch-ökonomische Situation Hamburgs zu Beginn des 19. Jahrhunderts zu geben. Es ist kein Zufall, daß Fricke sich in der Stadt entfalten konnte, die die erste Freimaurerloge in Deutschland sah (Fricke war selbst Freimaurer) und die durch Nachbar Struensee wertvolle aufklärerische Impulse erhalten hatte.

Es ist von großem Interesse, in Frickes praktische und forscherische Tätigkeit eingeführt zu werden (ein Anhang gibt zusätzliches wertvolles Zahlenmaterial für 1824–31). Eine wertvolle Neuerscheinung.

Erwin H. Ackerknecht

Paul Schreier und Eduard Seidler (Hrsg.), *Lebendige Pädiatrie.* Hans Marseille Verlag, München 1983. 302 p., 63 Abb.

Die Zeitschrift «Pädiatrische Praxis» hat dieses Buch als Festgabe anläßlich des 100jährigen Bestehens der Deutschen Gesellschaft für Kinderheilkunde herausgebracht. Zwei Drittel desselben sprechen in 15 Beiträgen über Pädiatrie im Wandel, Entwicklung und Ausblick. Mehr als ein Drittel des Buches ist Geschichte der Pädiatrie der letzten hundert Jahre, bestehend aus einer fast 100 Seiten langen Arbeit von E. Seidler über Deutschland, einer von W. Swoboda über Österreich, einer von G. Stalder über Basel und einer von H. Moll über Pädiater im Exil sowie aus zahlreichen historischen Elementen in fast allen der 15 Referate. Darum, und in Anbetracht des seit Jahrzehnten zu beklagenden Mangels an pädiatriegeschichtlicher Literatur sollte hier unbedingt auf dieses Buch hingewiesen werden. Es überrascht nicht, aus der Hand von Seidler, selbst anfangs Pädiater und durch frühere pädiatriegeschichtliche Arbeiten bekannt – er kann sich auch auf ein Dutzend bei ihm geschriebener Dissertationen stützen – eine sehr kompetente Behandlung der Kristallisation der Deutschen Gesellschaft aus einer Sektion der «Naturforscher und Ärzteversammlung», ihre Entwicklung bis 1933 und nach dem Zweiten Weltkrieg zu finden. Auch die Beiträge von Swoboda und Moll sind wertvoll. Und das Bildmaterial ist ungemein reichlich und anregend. Die 15 Essays zur Gegenwart und Zukunft der Pädiatrie zu beurteilen, steht nicht in meiner Kompetenz.

Erwin H. Ackerknecht

Teizo Ogawa, *History of Medical Education*. Proceedings of the 6th International Symposium on the Comparative History of Medicine—East and West. Tanigachi Foundation. Saikon Publ., Tokyo. 263 pp.

Of the ten contributions to this Symposium those on USA, England, France, Austria and the Netherlands are competent, but do not offer much new information or ideas. On the contrary, those on Japan (Maruyama: Edo Period. Jshida: Ranguku Period. Oshima: Meiji and Teisho Eras. Nagakawa: After World War II) and on China (Zhi-Fan Cheng) give much unknown or poorly accessible material. Which makes it advisable to announce here at least the existence of this little known publication. Erwin H. Ackerknecht

Florian Tennstedt, *Vom Proleten zum Industriearbeiter. Arbeiterbewegung und Sozialpolitik in Deutschland 1800 bis 1914*. Bund-Verlag, Köln 1983. Schriftenreihe der Otto-Brenner-Stiftung 32. 614 S.

Dies, wie andere Bücher des sehr produktiven Professors für Jugend- und Sozialrecht an der Gesamthochschule Kassel (siehe z. B. meine Besprechun-

gen in Gesnerus 1982, 1 und 2) sind auch für den Medizinhistoriker wichtig, da Gesundheitspolitik, besonders Krankenversicherung, ja ein Kernstück der Sozialpolitik ist. Dieses Buch knüpft an eine kürzere Arbeit aus dem Jahre 1981 an. Prof. Tennstedt hat sich mit Erfolg hier einer mehr Raum fordernden Mosaiktechnik bedient, indem im Text ausführliche Zitate von jeweiligen Zeitgenossen die im wesentlichen preußisch-deutschen Zustände schildern. Der Mediziner stößt so auf zahlreiche, ihm vertraute Kollegen-Autoren wie Rubner, S. Neumann, E. Reich, C. Reclam, F. Oesterlen, Billroth, Eulenburg, Alf. Fischer, Grotjahn, L. Hirt. Außer diesen Quellen bringt der Verfasser auch Zusammenfassungen der zahlreichen neueren, zum Thema erschienenen Doktorarbeiten.

Das Buch zerfällt in vier große Abschnitte. Der erste referiert die Entwicklung vom Ende des 18. Jahrhunderts bis 1848, d. h. die Entwicklung einer Lohnarbeiterschaft auf dem Lande (Agrarreform!) und in der Stadt, die Sozialpolitik der Staatsbürokratie (Kinderarbeitsverbot 1839), Armenärzte) und der vorerst nur im Ausland existierenden revolutionären Arbeiterbewegung sowie Selbsthilfeversuche (Gewerkschaftskassen und gemeindliche Zwangskassen). Das Jahr 1848 bringt auch eine bodenständige Arbeiterbewegung, die aber durch die Reaktion der fünfziger Jahre auf lokale Selbsthilfeorganisationen reduziert wird.

Zweiter Abschnitt: Arbeiterbewegung und Sozialpolitik 1849–1873 (Gründerkrise). In der «neuen Ära» (nach 1859) entstehen zwei nationale Arbeiterparteien, die sich 1875 in Gotha vereinigen. Aufschwung der Gewerkschaften, Entwicklung der Zwangskassen (Trennung von Armenpflege und Arbeiterpolitik) und des Arbeiterschutzes.

Dritter Abschnitt: Gründerkrise bis zur Entlassung Bismarcks 1873–1890. Dies ist die Periode der großen Bismarckschen Sozialgesetze: Krankenversicherung 1883, Unfallversicherung 1884, Alters- und Invalidenversicherung 1889. Bismarck versuchte damit sein Sozialistengesetz zu ergänzen, dies mißlang. Die SP wuchs weiter. Aber die Partei, die zu einer Partei, oft geleitet von Krankenkassenbürokraten, wurde, hörte auf die Dauer auf, eine revolutionäre Partei zu sein. So behielten beide schließlich Recht.

Vierter Abschnitt: Arbeiterbewegung und Sozialpolitik im Wilhelminischen Deutschland 1890–1914. Der weitere Ausbau der Versicherungen (Reichsversicherungsordnung 1911) und die Haltung der Arbeitervertreter sowie das Wirken bürgerlicher Reformorganisationen werden geschildert. Ein ungemein reichhaltiges, lesenswertes Werk. Ein Index wird schmerzlich vermißt.

Erwin H. Ackerknecht

Peter Bloch, James Israel und Fritz Schultze-Seemann, *James Israel 1848–1926*. Herausgegeben von Rolf Winau. Franz Steiner, Wiesbaden 1983.

Das neueste, achtzehnte Heft der «Beiträge zur Geschichte der Wissenschaft und der Technik» ist das weitaus umfangreichste Werk der Reihe. Es ist ein biographischer Versuch über den Berliner Chirurgen *James Israel,* den Entdecker der menschlichen Aktinomykose, den Spezialisten und Pionier der Urologie in Deutschland. Als Autoren zeichnen einerseits ein Fachurologe (F. Sch.-S.), welcher das medizinische Lebenswerk Israels in unvergleichlich kompetenter Weise zusammenfaßt.

Einen schon wesentlich breiteren Raum beansprucht anderseits – gleichsam als «parti pris» – ein Nachkomme Israels (P. B.). Diesem stehen einmalige private Quellen und mündliche Überlieferungen zu Gebote, was der menschlichen Würdigung Israels sehr zugute kommt. Doch werden auch literarische Quellen benützt; auffallend viele Anleihen sogar mußten bei *Paul Rosenstein,* einem Schüler Israels, gemacht werden («Narben bleiben zurück», München 1954). Die gleichwohl verbleibenden, unvermeidlichen Kenntnislücken werden sodann mit Hilfe des «Vorstellungsvermögens» (p. 7) freizügig gefüllt, wenn auch ganz ohne einsehbare Notwendigkeit («Er besaß Tauben und *wahrscheinlich* noch etliche andere Tiere», p. 30; «Er war *sicher* ein vorbildlicher Kamerad», p. 34).

Bei aller Sprunghaftigkeit der Gedanken geradezu unhaltbar und in einer Schriftenreihe vom Niveau der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Medizin, Naturwissenschaft und Technik mit nichts zu rechtfertigen erscheinen Seitenhiebe wie diese: «... der Wahn der Amerikaner, sie hätten so ziemlich alle Fortschritte der Medizin herbeigeführt» (p. 7) oder: «... wobei man in Amerika gerne unnötige (Tests) mitlaufen läßt, so daß sich die Rechnung für den Patienten hübsch erhöht» (p. 56). – Was sind ferner «bedeutende Feldherrn» und waren solche im deutschen Heer des Ersten Weltkrieges – *von der Goltz* ausgenommen – wirklich so wenig zahlreich (p. 99)? Ist ein derart pauschales Urteil hier überhaupt gefragt? – Aus welcher Notwendigkeit verdient die höchst beiläufig erwähnte *Maria Theresia* als «bigotte Kaiserin» gestempelt zu werden (p. 19)? Solche Formulierungen mögen in einem Vortragsmanuskript allenfalls angehen. – Was soll in ebenso losem wie unerheblichem Zusammenhang der «mongolische Flekken» im Kreuz des venezolanischen Staatspräsidenten, der sich zu Israel in Behandlung begeben hat (p. 79)? – Wie schade übrigens – nicht nur für den Rezensenten –, daß man sich in einer historisch-biographischen Arbeit wie

dieser nicht um ein Personenregister bemüht hat! Ein knappes Schriftenverzeichnis ist zwar angefügt, aber nicht frei von Irrtümern.

Als weiterer Autor erscheint schließlich *James Israel* selbst. Sein Tagebuch «Meine Reise zum Sultan» aus dem Jahre 1915, als er den osmanischen Sultan *Mohammed V.* in Konstantinopel besuchte und durch Sectio alta von einem qualvollen Steinleiden erlöste, beansprucht nahezu die Hälfte des Heftes. Damit durfte dieses Manuskript zwar endlich sein Schattendasein beschließen und dem Verlies des Familien- bzw. Privatbesitzes entsteigen. In seinem nahezu vollständigen Wortlaut ist es nun einem breiteren Leserkreis zugänglich geworden, wie z. B. der Berliner Internist *Friedrich Kraus* (1858–1936; p. 102) und der Basler Chirurg *Rudolf Nissen* (1896–1981) es sich längst gewünscht hatten. Doch hätte diese medizinhistorische Kostbarkeit durchaus eine eigenständige Veröffentlichung verdient. Das wäre der vorliegenden «Verpackung» vorzuziehen gewesen.

Zwar scheint das Israelsche Tagebuch gewissenhaft wiedergegeben – bis hin zu den offensichtlichen Tippfehlern des Originals; sonst wäre der Otologe *(Nicolas) Taptas* nicht an einer anderen Stelle «Taptar» benannt. Aber auf restlose Vertrautheit mit dem Text läßt eben kaum etwas schließen; sonst hätten wohl auch fehlende Datierungen leicht eingesetzt werden können, ohne die Authentizität des Dokumentes anzutasten.

Am meisten gewonnen hätte das Tagebuch sicherlich, wenn die vielen Örtlichkeiten, Begebenheiten und Personen, die auch den zünftigsten Medizin- und Allgemeinhistorikern nicht alle geläufig sein können, durch Kommentar und Rahmentext verdeutlicht worden wären. Aber die Editionsarbeit wird eben leichter mit der Behauptung, Israel erläutere alles selber; «was besonderer Kommentare bedarf» (p. 98), ist stets Ermessensfrage. – Wird z. B. jedermann klar, daß im Laufe des Berichtes zwei verschiedene *Biers (August* bzw. *Richard)* zur Sprache kommen? Und um welchen *Sick* handelt es sich genau? Was hat man sich unter *K. G. Vollmöllers* «Mirakel» vorzustellen? – Begriffe wie Dragoman, Kaik, Mouche, Phaeton, Opodeldok u. a. lassen sich allenfalls aus Konversationslexika ermitteln; aber wäre nicht noch durchaus Wissenswertes anzufügen, z. B. zu Dr. *(Selmar) Aschheim*, Dr. *(Markus Walter) Schwalbe*, Prof. *(Georg) Mayer?* Es ist!

Genug: Einwände stehen jetzt reichlich zur Diskussion. Sie verraten auch einiges über den Inhalt, dessen exaktere Wiedergabe ohnehin nicht beabsichtigt war. Infolgedessen wird der Leser um so eher versucht sein, die neueste Israel-Biographie selbst zur Hand zu nehmen. Dies anzuregen – und nichts sonst – ist der Zweck der Rezension. Werner Sackmann

Julius Kleeberg, *Eide und Bekenntnisse in der Medizin*. Verlag Karger, Basel/München 1979. VI und 82 S., 11 Abb., Fr. 28.–.

Das kleine Buch enthält im ersten Teil vier Ärztegelöbnisse aus drei Kulturen: ein altindisches, den Hippokratischen Eid (in einer etwas ungewohnten Fassung) und zwei jüdische. Der modernisierte Hippokratische Eid des Welt-Ärztebundes (bzw. der «medizinischen Weltvereinigung» nach Kleeberg), das Genfer Ärztegelöbnis von 1948, figuriert im letzten Teil, «Deklarationen», neben den Standesregeln derselben Vereinigung und der Genfer Konvention, die 1864 das Rote Kreuz begründete. Zwischen die beiden Teile schieben sich als «Bekenntnisse» gut ausgewählte Äußerungen über Aufgaben und Beruf des Arztes von Paracelsus, Haller, Hufeland, Holmes, Pasteur und Osler, ergänzt durch Dunants Appell an die Welt, «in allen Ländern in Friedenszeiten Hilfsgesellschaften zu gründen zu dem Zweck, die Verwundeten in Kriegszeiten ohne Unterschiede der Volksangehörigkeit [...] pflegen zu lassen.» Ein bekanntes Faktum – aber wie erstaunlich mutet es uns heute an, daß vor 120 Jahren der Aufruf eines Einzelnen eine internationale Konferenz herbeizuführen vermochte, die tatsächlich ein wirksames Instrument gegen gewisse Kriegsfolgen schuf! Zu Recht erinnert uns Kleeberg daran.

Kleeberg leitet die verschiedenen Originaltexte jeweils knapp ein, mit gutem historischen Verständnis. Leider gibt er die genaue Herkunft seiner Zitate nicht an, fügt jedoch eine ansehnliche Literaturliste bei.

Huldrych M. Koelbing

Die Dedikationsepisteln von und an Vadian, herausgegeben von Conradin Bonorand und Heinz Haffter. *Personenkommentar II zum Vadianischen Briefwerk* von Conradin Bonorand. Vadian-Studien, Untersuchungen und Texte, herausgegeben vom Historischen Verein des Kantons St. Gallen, Band 11. VGS Verlagsgemeinschaft St. Gallen, 1983, 455 S.

Für das Studium der gelehrten Literatur des Humanismus sind die Dedikationsepisteln wichtige Quellen. Sie enthalten zwar zahlreiche Topoi und wirken mitunter sehr formalistisch, sagen aber bei genauer Betrachtung doch auch vieles aus über die Lebensverhältnisse der Autoren, über geistige Einflüsse und Impulse, wissenschaftliche Zielsetzungen, Erwartungen, Enttäuschungen, religiöse Meinungen, Bildungshorizonte, Sprach- und Literaturkenntnisse u. a. m. Gelegentlich enthalten sie auch Aussagen über die persönlichen Beziehungen der Verfasser zu den Adressaten und zu anderen Zeitgenossen.

Die Korrespondenzen des St. Galler Stadtarztes, Bürgermeisters und Reformators Joachim Vadian (1483/84–1551) sind heute zum allergrößten Teil in gedruckter Form zugänglich. Mit den von ihm verfaßten und an ihn gerichteten Dedikationsepisteln hat sich die Forschung allerdings bisher kaum eingehend befaßt. Der vorliegende 11. Band der Vadian-Studien schließt daher eine Forschungslücke. Er vermittelt eine Fülle von Informationen über Vadian und seinen internationalen Korrespondentenkreis. Die beiden Herausgeber C. Bonorand und H. Haffter haben insgesamt 40 Widmungsbriefe aufgenommen. Die Texte werden grundsätzlich im lateinischen Original wiedergegeben und in teilweise recht detaillierten deutschen Regesten zusammengefaßt. In einigen Fällen, wo andere neuere Editionen zur Verfügung stehen, wurde leider auf den Abdruck der Originaltexte verzichtet. Dies empfindet man als irritierenden Nachteil. Jedem Brief sind umfangreiche Anmerkungen beigegeben, die die Aussagen sorgfältig erschließen und die historischen Hintergründe erklären. Die zweite Hälfte des Bandes wird durch den alphabetischen Personenkommentar eingenommen. Er führt das entsprechende Verzeichnis des 10. Bandes der Vadian-Studien fort und soll seinerseits in späteren Bänden fortgeführt werden. Im vorliegenden Band besteht er aus nahezu 90 Kurzbiographien der Adressaten und Verfasser der abgedruckten Dedikationsepisteln sowie aller Zeitgenossen, die in diesen Episteln erwähnt werden.

Das Editionswerk und insbesondere der Personenkommentar werden der künftigen Vadianforschung und der allgemeinen Humanismusforschung ohne Zweifel nützliche Dienste leisten. Dem Medizinhistoriker dürfte der Band indessen nicht allzuviel Neues bringen: Er referiert eine einzige Widmungsepistel von Paracelsus (Nr. 36, 1531) und enthält in der Biographiensammlung u. a. einen Abschnitt über den englischen Mediziner und Humanisten Thomas Linacre (1460–1524). Hans R. Guggisberg

William Schupbach, *The Paradox of Rembrandt's ‹Anatomy of Dr. Tulp›*. Medical History Supplement No. 2. Wellcome Institute for the History of Medicine. London 1982.

Eine außergewöhnlich sorgfältige, reich illustrierte Studie über die berühmte Anatomie von Rembrandt. Es war seit einigen Jahren durch Röntgen- und Infrarotuntersuchungen nachgewiesen worden, daß zu den ursprünglichen 7 Personen ein weiterer Arzt am linken Bildrand hinzugefügt worden war, daß ferner die anatomische Zeichnung in der Hand eines der Zuschauer übermalt und durch eine Namensliste ersetzt worden war. Durch

diese Änderungen wurde die Bedeutung des Bildes als konventionelles Gruppenporträt einer Ärztegilde verstärkt, wie sie in jener Zeit in Holland üblich waren. Schupbach kann jedoch durch Abbildungen und Texte belegen, daß man anatomische Details, vor allem Schädel, auch in allegorischem Sinne verwendete. Einerseits waren sie ein Hinweis auf die Sterblichkeit, häufig in Verbindung mit Sprüchen wie Memento mori oder Erkenne dich selbst. Diese pessimistische Bedeutung könnte zum Ausdruck kommen in der zeigenden Gebärde des Arztes, der erhöht im Hintergrund steht und ursprünglich als wichtige Person dadurch gekennzeichnet war, daß er einen (nachträglich übermalten) Hut trug, wie sonst nur Dr. Tulp. Anderseits kann man auch in der Wahl der anatomischen Demonstration des Dr. Tulp, nämlich der Fingerflexoren am Vorderarm, einen allegorischen Sinn erblikken. Wenn Vesal in dem bekannten anonymen Porträt ebenfalls die Handmuskeln demonstriert, und wenn dieses Motiv sich auch sonst belegen läßt, so bedeutet dies die Hochschätzung der menschlichen Hand als beseeltes Organ, als Wunderwerk der Schöpfung und einen Preis des Schöpfers. Das von Rembrandt dargestellte Paradox ist die Verbindung der pessimistischen und der optimistischen Aufgabe der Anatomie, die zugleich der Cognitio sui und der Cognitio Dei dient. Carl Haffter

Katharina v. Faber-Castell, *Arzt, Krankheit und Tod im erzählerischen Werk Theodor Fontanes*. ZMA Nr. 157, Juris Druck + Verlag, Zürich 1983. 97 S.

Die Doktorandin hat ein reizvolles Thema als Gegenstand ihrer Dissertation gewählt und in tadellosem Stil bearbeitet. Sie ist in allen Werken Fontanes den Krankheiten und den sie behandelnden Ärzten nachgegangen. Wie die Leiden und Todesfälle in lebensgeschichtliche Zusammenhänge gestellt werden, müßte man als Psychosomatik avant la lettre bezeichnen. Und wie die bedauernswerte Effi Briest (und einige weitere Personen) an Schwindsucht zugrunde gehen, entspricht ganz der Metapher der Lungentuberkulose nach Susan Sontag. In den Medizinern Fontanes erscheint fast durchwegs der gute alte Hausarzt, der heute nostalgisch idealisierte Familiendoktor, bei dem es wenig auf wissenschaftliche Qualifikation ankommt. Die «heilsame Gegenwart des Arztes» ist die Hauptsache (medico praesente). Man spürt wenig von der naturwissenschaftlichen Fortschrittsbegeisterung der deutschen Mediziner jener Zeit, auch nichts vom sozialreformerischen Impetus eines Virchow oder Kraepelin. Ein junger Kollege mit jüdischem Namen aus Berlin, der für sozialdemokratische Politik eintritt, gilt als schlechter Arzt. Man lebt noch «Vor Sonnenaufgang», vor dem Realismus

Gerhard Hauptmanns, dem Fontane als Rezensent immerhin Anerkennung zollte. Carl Haffter

Elisabeth Lamprecht-Naef, *Albert Schweitzer und die Schweiz.* ZMA Nr. 153, Juris Druck + Verlag, Zürich 1982. 116 S.

Die Beziehungen des Urwalddoktors zur Schweiz sind vielfältig: Die ursprüngliche Abstammung aus dem Kanton Schwyz, woraus der Name der Familie entstand, die Aufnahme und Unterstützung von Schweitzers Theologie durch Werner in Bern, Baur und Buri in Basel; dann die Bildung von zahlreichen Hilfskomitees für das Urwaldspital in Lambarene, wobei die Kontinuität der ideellen und materiellen Unterstützung durch Vater und Sohn Baur in Basel gewährleistet wurde. Über die lokalen Bezüge hinaus ist diese Zürcher Dissertation eine ausgezeichnete Biographie und Darstellung des geistigen Werdegangs von Schweitzer, bis hinein in seine theologischen und philosophischen Schriften. Die Autorin hat eine Arbeit geleistet, die über den Aufwand einer üblichen Dissertation hinausgeht. Sie hat recherchiert nicht nur durch Zusammentragen schriftlicher Unterlagen, sondern auch durch Gespräche mit vielen ehemaligen Freunden und Mitarbeitern. Das persönliche Engagement für das Werk Schweitzers ist deutlich spürbar. Carl Haffter

Lychnos. Lärdomshistorika Semfundets Årsbok. Jahrbuch der Schwedischen Gesellschaft für Geschichte der Wissenschaften, 1981–1982. Almqvist & Wiksell, Stockholm 1982. 334 Seiten.

Mit dem antiken Öllämpchen – lychnos bedeutet ja: tonerne Lampe – als Signet, goldgeprägt auf blauem Leinen, gestaltet der Redaktor Gunnar Eriksson auch für das Jahr 1981–1982 wieder einen stattlichen Band. Er enthält sechs größere Beiträge in schwedischer Sprache, jeweils mit einer nicht zu knappen englischen Zusammenfassung. Die Themen: Lappen-Karawanen auf dem Kontinent; Wissenschaft – ihre Macht und Unmacht; Mensch und Universum; Die Gemeinschaft der Individuen – Ein unveröffentlichtes Werk von Norbert Elias; Geschichtsschreibung in Schweden in den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts; Natur und Kultur – Der Wald und der Patriotismus in Schweden in der frühen industriellen Zeit. Der siebte Aufsatz, ein medizinhistorischer, englisch verfaßt, ist von Roy Porter: "Was there a moral therapy in eighteenth century psychiatry?"

Nicht weniger als 121 Seiten sind von Buchbesprechungen eingenommen. Unter den zehn medizinhistorischen Veröffentlichungen befindet sich

Erich Hintzsches Ausgabe der Briefe Albrechts von Haller an Auguste Tissot (1754–1777), im Verlag Hans Huber, Bern 1977, erschienen.

Willem F. Daems

Wolfgang Schneider, *Paracelsus: Autor der Archidoxis magica?* Veröffentlichungen aus dem Pharmaziehistorischen Seminar der Technischen Universität Braunschweig, 23. Braunschweig 1982. 30 S. und 51 S. Textreproduktion.

Im Band 3 der von Karl Sudhoff besorgten Ausgabe der medizinischen, naturwissenschaftlichen und philosophischen Werke des Paracelsus sind die «Neun Bücher Archidoxis» (S. 91–200) veröffentlicht. Von den im Band 14 (S. 431–498) veröffentlichten «Archidoxis magica, libri septem» sagt der Herausgeber (l. c., Vorwort, S. XXVIII): «Bei mir besteht an ihrer Unechtheit nicht der mindeste Zweifel.» Neuer Zweifel wurde nun von Wolfgang Schneider, dem ehemaligen Leiter des Pharmaziehistorischen Seminars der Technischen Universität Braunschweig, durch seine jüngste Paracelsus-Studie angemeldet. Schneider kaufte in einem Antiquariat eine Sammelhandschrift, in dem Paracelsische Texte – um 1650 geschrieben – enthalten sind, darunter (f. 145r–170v) ein Text von 51 Seiten (f. 145r–170r), der als «Archidoxis magica» erkannt wurde. Dieser Text wird – etwas vergrößert – reprographisch wiedergegeben, die Einführung (f. 145r–146v) unter Auflösung der Abbreviaturen (Suspensionen und Kontraktionen) transkribiert.

Man spürt das Engagement, mit dem Schneider an eine Lösung der Frage nach der Echtheit des umstrittenen Textes herangeht. Sehr viel Arbeit steckt in den 22 Seiten Analyse und Argumentation. «Mit Sicherheit läßt sich über die echte Paracelsus-Urheberschaft der ersten vier Bücher der sog. Archidoxis magica nichts aussagen, auch nicht wann sie geschrieben worden sind und welche der überlieferten Fassungen die früheste war.» Und deshalb formuliert Schneider (S. 25), ebenso vorsichtig: «wahrscheinlich von Paracelsus um 1526 verfaßt». Es ist das Verdienst des Autors, die Diskussion um die Echtheit dieser Archidoxis magica erneut in Gang gebracht zu haben.

Willem F. Daems

Renate Smollich, *Der Bisamapfel in Kunst und Wissenschaft.* Mit einem Geleitwort von Rudolf Schmitz. 339 Seiten und 121 Abbildungen. Quellen und Studien zur Geschichte der Pharmazie, 21. Deutscher Apotheker Verlag, Stuttgart 1983.

Der Bisamapfel ist weder ein tierisches, noch ein pflanzliches Objekt, noch ist es irgendein Zwitterding, sondern ganz einfach ein apfelförmiger Behälter für Duftstoffgemische, von denen Bisam (Muscus, Moschus), das Sekret des männlichen Moschustieres, Moschus moschifere L., der Hauptbestandteil ist. Mindestens in drei Richtungen kann sich die Beschäftigung mit dem Bisamapfel bewegen: 1. die pharmaziegeschichtliche (Duftstoffe); 2. die kulturhistorisch-soziologische und 3. die kunstgewerbliche. Renate Smollich hat sich in allen diesen drei Richtungen bewegt. Man kann sich leicht vorstellen, daß dadurch ein kurzweiliges Werk enstanden ist. Es imponiert alleine bereits durch eine enorme Fülle an Details der Duftstoffgeschichte und durch den 85seitigen, illustrierten Katalog der Parfümbehälter. Wichtig für die Pharmaziegeschichte sind die sehr zahlreichen, übersichtlich geordneten Belege (Rezepturen) aus der alten, auch handschriftlichen Literatur. Eingeleitet wird das Werk mit Exkursen über die Bedeutung der Duftstoffe in den alten Kulturen (Orient, China, Arabien, Europa). So liest man das Werk mit viel Gewinn.

Über allem Lob dürfen wir dennoch nicht übersehen, daß der Autorin für die Übertragung der Handschrifttexte von den Experten des Marburger Instituts für Geschichte der Pharmazie mehr Hilfe hätte geboten werden müssen. Allein in den sechs Zeilen des mittelenglischen Rezeptes auf Seite 99 sind ein Dutzend Fehler (davon drei Leichen, eine Umstellung und eine Einfügung) zu verzeichnen. Das heißt, daß man auch die übrigen Transkriptionen kontrollierten müßte. Willem F. Daems

Andreas Körtgen, *Die Gesundheit des Fürsten*. Diätetische Vorschriften für eine herausgehobene Menschengruppe von der Antike bis zum Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts. Marburger Schriften zur Medizingeschichte, Band 3. Verlag Peter Lang, Frankfurt am Main/Bern 1982, 231 S.

In einer Zeit, in welcher die Monarchie die vorherrschende Staatsform war, standen naturgemäß der Fürst und auch dessen Gesundheit im Mittelpunkt des Interesses. Das Schrifttum, das sich damit beschäftigt, ist demgemäß auch enorm groß. Der Verfasser, ein Zahnarzt, hat es indessen verstanden, für das von ihm behandelte Thema eine repräsentative Quellenauswahl zu treffen. Das Material schöpfte er weitgehend aus einer eigenen Literaturgattung, die man mit dem Namen «Fürstenspiegel» bezeichnet. Es sind dies Abhandlungen, die den Regierenden Ratschläge in bezug auf ihre Lebensweise erteilen. Auf den S. 19–29 gibt der Autor eine chronologische Übersicht

der von ihm benützten Titel, die von Xenophon von Athen (380 v. Chr.) bis zu Gustav Landauer (1918) reichen. Natürlich kann und will der Autor keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben. So findet man auch nicht die hübsche kleine Schrift berücksichtigt, die Maimonides, ein gewiß nicht unbedeutender Autor, für den Sultan El-Afdal (Regierungszeit 1198–1200) verfaßt hatte und die diätetische Ratschläge für Seele und Körper erteilt.

Körtgen verzichtet auf einen chronologischen Aufbau seiner Dissertation zugunsten einer fortlaufenden Gliederung des Stoffes nach Themen (1. Der Fürst, 2. Die alte Medizin, 3. Die Diätetik, 4. Die Umweltbedingungen, 5. Die Lebensweise, 6. Die Gemütsregungen, 7. Zusammenfassung, 8. Ausblick, Standpunkte heutiger Medizin und die alte Diätetik), denn, so meint der Autor, «von den Ärzten des Altertums bis in das 19. Jahrhundert hinein herrscht eine durchgehende Tradition der Lehrmeinungen mit einer strengen Einteilung der medizinischen Wissenschaft in Disziplinen und Themen» (S. 11). Meinungsverschiedenheiten der Autoren treten zurück hinter deren Einhelligkeit. Doch der Leser erhält bei der Lektüre Einblick in viele hübsche Details (Beispiel: Reiterspiele der Prinzen S. 97 in Kapitel 5). Den Schluß der Arbeit bilden ein alphabetisches Quellen- sowie ein Literaturverzeichnis. Jedem kulturhistorisch interessierten Mediziner oder Laien sei die vorliegende Schrift wärmstens empfohlen. M.-L. Portmann, Basel

Carlo Prestele, *Ärztliche Ethik bei Fabricius Hildanus*. Sauerländer, 1981.
Dank einem Druckkostenbeitrag der SGGMN und der Dr.-Markus-Guggenheim-Schnurr-Stiftung ist die Dissertation von Carlo Prestele in Buchform erschienen. Fabricius, den Gepflogenheiten seiner Zeit entsprechend, unterhielt einen ausgedehnten Briefwechsel und erwies sich als ein Briefschreiber, der auf äußerst anschauliche Art zu den Problemen seiner Tätigkeit Stellung nimmt, Ratschläge erteilt, usw. Aus solchen Briefen und aus den Werken Fabrys hat Prestele zahlreiche Abschnitte zusammengestellt, die sich auf dessen Auffassung vom Berufsethos, weniger auf allgemein ethische Fragen beziehen. Dabei wird nicht immer ganz klar die Grenze gezogen zwischen rein chirurgietechnischen Fragen und solchen berufsethischer Art im engeren Sinne. Interessant wäre ein Vergleich mit anderen Ärzten und Chirurgen seiner Zeit gewesen, was aber vielleicht den Rahmen einer Dissertation gesprengt hätte. Man liest allerdings zwischen den Zeilen, daß der Autor dem Fabry ein hohes Berufsethos zubilligt, was durchaus anzunehmen ist, wenn man an die zeitgenössischen Wanderbarbiere und Quacksalber denkt.

Antoinette Stettler

Kenneth Dewhurst, *Willis's Oxford Lectures*, Sandford, Oxford 1980, und *Willis's Oxford Casebook*, Sandford, Oxford 1981.

Kenneth Dewhurst legte im Abstand von einem Jahr zwei Bände vor, die es rechtfertigen, als Einheit besprochen zu werden. Beim ersten handelt es sich um die Übersetzung ins Englische der Vorlesungen, welche Thomas Willis in Oxford 1661/62 und 1663/64 gehalten hatte und deren einige von Richard Lower, die meisten aber von John Locke nachgeschrieben worden waren. Der zweite Band enthält Krankengeschichten aus den Jahren 1650–52. Als Vorspann zu jedem Band schreibt Dewhurst biographische Notizen zu Willis' früher Jugend, zu seiner Soldatenzeit bei den königstreuen Truppen im Kriege gegen Cromwell, zu seiner Landpraxis und den Anfängen seiner Laufbahn an der Universität, welche die bisher bekannten Lebensdaten aufs beste ergänzen.

Sowohl Vorlesungen als Krankengeschichten lassen Willis als einen Arzt erkennen, der das theoretische Wissen seiner Zeit souverän beherrscht, es nach seinen sehr modernen Vorstellungen ummodelt und am Krankenbett anwendet. Bemerkenswert ist die kühne Unbefangenheit und der Optimismus, womit die noch rudimentären Kenntnisse der Chemie in die Theorie der Medizin eingebaut und in Rezepten praktisch angewandt wurden. – Besonders reizvoll ist es, daß die Vorlesungsnotizen zumeist von John Locke stammen, der, als bedeutendster Teilnehmer an den Veranstaltungen der Oxforder Gelehrten, seine von der Sinneswahrnehmung ausgehende Philosophie wohl mehr, als bisher geahnt wurde, auf die grundsätzlichen Erkenntnisse des Thomas Willis über das Nervensystem aufbaute.

Beide Bände machen Material zugänglich, das es nun ermöglicht, die Kontroverse um Willis beizulegen und ihm die Stellung einzuräumen, die ihm als überragendem Arzt und Gelehrten in dem an bedeutenden Köpfen überreichen Oxford jener Tage gebührt. Antoinette Stettler

Antoinette Virieux-Reymond, *Les grandes étapes de l'épistémologie jusqu'à Kant.* Fondation Simón I. Patiño, Genève 1983. 134 pp.

Madame Antoinette Virieux-Reymond, dont la double formation – à la fois littéraire et scientifique – lui permit d'enseigner la philosophie comme l'histoire des sciences à l'Université de Lausanne, était admirablement préparée à réaliser ce livre, qui se veut – modestement – n'être qu'un ouvrage d'initiation, destiné à permettre au lecteur de découvrir l'origine des concepts scientifiques qui furent élaborés par l'Occident, de l'Antiquité au seuil du XXe siècle. Or, si les dimensions de cet ouvrage – au format de «livre

de poche» – sont effectivement modestes, la somme de son contenu est, par contre, remarquable: ce petit volume nous permet, en effet, de parcourir toutes les grandes étapes de l'acquisition des idées fondamentales de notre épistémologie rationaliste moderne, de Leucippe jusqu'à Kant, et ceci dans un style aussi condensé que clair et précis.

En trois grands chapitres (l'Antiquité grecque – le Moyen Age et la Renaissance – l'Epoque classique et les temps modernes), vingt-trois siècles vont ainsi défiler sous nos yeux. Si l'on peut alors constater que – dès l'Antiquité – une certaine dualité se crée entre la conception unitaire de la science et une vision pluraliste, on prend aussi conscience – en abordant la période suivante – qu'il n'y a pas eu de coupure franche entre l'Antiquité et le Moyen Age, époque, où par ailleurs, va émerger déjà un certain degré d'esprit expérimental, qui va préparer l'étape suivante, celle de la Renaissance. Quant au XVIIe siècle, il sera, lui, un palier très important de cette longue évolution, marqué qu'il fut par le «mécanisme mathématique cartésien» dont l'influence se fera clairement sentir encore chez Newton, mécanisme mathématique qui permet de dire que l'épistémologie – à ce moment – unit étroitement métaphysique et science. Quant au XVIIIe siècle, il amènera une forte réaction au moment où la naissance de la biologie déclanchera la prise de conscience que les lois de la Nature sont beaucoup plus complexes qu'on ne l'imaginait auparavant: on ne peut plus, dès lors, réduire la vie à des phénomènes purement mécaniques. Enfin, à partir du XIXe siècle – où Kant introduit sa géniale théorie de la connaissance tout en se penchant, en épistémologie, sur le passé – on voit se préparer le développement d'une «axiomatisation» de la science théorique, qui prendra toute son ampleur au XXe siècle.

Ce bref résumé ne permet évidemment de donner qu'une idée partielle de la richesse du contenu de ce «bréviaire», dont nous mentionnerons, pour terminer, deux remarques capitales, à savoir, d'abord que «les ruptures épistémologiques que Bachelard signalait s'opèrent sur un fond de continuité» et que, d'autre part, si l'épistémologie a été – de l'Antiquité à nos jours – écartelée entre une vision unitaire et une vision pluraliste de la science, la continuité prédomine, avec, non pas une seule Renaissance, mais une série de «renaissances» qui se succèdent et se complètent, à mesure que se fait une relecture des textes anciens. Roger Mayer

Pierre Léon Thillaud, *Louis XVII: études paléopathologiques*. Les Cahiers de la Rotonde N° 6, publiés par la Commission du Vieux Paris, non daté.

Ce tiré-à-part des Cahiers de la Rotonde contient en fait trois études

distinctes de Pierre Léon Thillaud consacrées au même sujet et intitulées: *Pathographie de Louis XVII au Temple (août 1792–juillet 1795), Le cimetière de Sainte-Marguerite: analyse des premières fouilles (novembre 1846 et juin 1894)* et *Le cimetière de Sainte-Marguerite: ostéoarchéologie des dernières fouilles (septembre 1979)*.

Le premier article relate de façon circonstanciée les ultimes semaines de l'existence de Louis-Charles, duc de Normandie – deuxième fils de Louis XVI – qui ont précédé sa mort au Temple, le 8 juin 1795. L'auteur, d'entrée de cause, formule clairement son opinion: il croit, nonobstant toutes les controverses qui eurent lieu à ce sujet, que l'enfant mort au Temple est bel et bien le fils de Louis XVI. Il reproduit et commente le protocole de l'autopsie qui en fut faite, protocole qui parut intégralement dans le *Moniteur universel* sous la signature de quatre praticiens éminents. Reprenant ensuite les éléments pathologiques découverts, il les confronte aux antécédents connus de tuberculose dont avait souffert le jeune prince, et il arrive à la conclusion qu'il n'est pas douteux que Louis XVII – dont l'agonie eut lieu dans un tableau d'urgence abdominale – soit mort au Temple d'une péritonite ulcéro-caséeuse, survenue au décours d'une tuberculose disséminée hématogène chronique, dont les premiers symptômes – en particulier une atteinte pleurale – se manifestèrent en 1793.

Les deux derniers articles exposent les recherches faites à la Chapelle Sainte-Marguerite, à la suite de la découverte, en novembre 1846, d'un cercueil de plomb contenant un squelette presque intact. D'autres ossements furent découverts ultérieurement sur le même emplacement et, en septembre 1979, une expertise ostéo-archéologique très poussée en fut pratiquée. Les conclusions de ces recherches permettent – selon l'auteur – d'arriver à la certitude que l'enfant mort au Temple le 8 juin 1795 fut enterré dans le cimetière de la Chapelle Sainte-Marguerite. Cet emplacement ayant été ensuite destiné aux services des hôpitaux, il est en revanche difficile de certifier quels sont les restes osseux qu'on peut affirmer être de cet enfant, vu le nombre de corps inhumés en cet endroit et dont la majorité présente des traces d'autopsie. En particulier, l'existence d'une section circulaire du crâne au dessus du niveau orbitaire, qui est présente sur de nombreuses calottes, ne peut être considérée comme une preuve valable d'identification.

En conclusion: un intéressant document à verser au dossier Louis XVII, mais dont l'argumentation n'entraîne pas toujours une adhésion sans réserve, sur un sujet particulièrement difficile et qui donna lieu dans le passé à des controverses passionnées. Roger Mayer

Dieter Jetter, *Wien von den Anfängen bis um 1900. Geschichte des Hospitals, Band 5.* Franz Steiner Verlag GmbH, Wiesbaden 1982. 159 S. mit 73 Abb. DM 64,–.

Alte Hospitäler und Krankenhäuser Wiens sind in den letzten Jahrzehnten kaum kritisch untersucht und sorgfältig beschrieben worden. Es fehlen nicht nur gewissenhafte Studien über Gründungen und Einzelfakten, sondern noch mehr übergreifende Arbeiten, die Zusammenhänge aufzeigen und gegeneinander abgrenzen. Ganz vermißt man aber eine umfassende Gesamtdarstellung, die alle Wiener Hospitäler vor dem Hintergrund politisch-ökonomischer Entwicklung beschreibt.

In minuziöser Kleinarbeit legt der Autor liebevoll eruierte Ergebnisse zur Geschichte alter Wiener Spitäler mit eigenen Fotografien vor. Zur Abhandlung gelangten: «Spital der Barmherzigen Brüder», Taborstraße; «Spital der Elisabethinerinnen», Landstraßer Hauptstr.; «Großarmenhaus und Invalidenhaus», Alsergasse; «Allgemeines Krankenhaus», Alsergasse; «Der Wiener Narrenturm»; «Militärspital und Josephinum», Währingergasse; «Universitätskliniken», Spitalgasse; «Rudolfinerhaus»; «Döbling», Billroth-Str. 78; «Die Anstalten am Steinhof», Wien XIII; «Krankenhaus Lainz», Wien XIII. In einem anschließenden Exkurs «Wien und seine wichtigsten Spitäler» kommen weitere Wohltätigkeitseinrichtungen, die damals den Armen und Kranken offenstanden, zur Abhandlung.

Übersichtliche Tabellen und schematische Lagepläne, mehr noch Grund- und Aufrisse illustrieren den Text.

Der Verfasser geht ins Detail, ohne auf diesem Wege auszuarten. Eine gründliche Studie, hinter der enormer Fleiß und Scharfsinn stehen.

Gottfried Schramm

Klaus-Peter Eschenbach, *Wörterbuch der Medicin, englisch–deutsch und deutsch–englisch.* Jungjohann-Verlag, Neckarsulm 1983. 606 S.

Der Autor propagiert ein Rechtschreibesystem, das im Gegensatz steht zu der Fremdwörterorthographie nach *Duden,* wobei er nur die einfache Unterscheidung zwischen deutschem und Fremdwort gelten lassen will. Seine Schreibung ist dem «altehrwürdigen System des 18. Jahrh.» darin ähnlich, daß der Buchstabe c und die Diphthonge ae, oe, ue wieder eingeführt werden. Die griechischen Wörter werden in der latinisierten Form buchstabiert, also das k fast überall durch c ersetzt. Er verspricht sich davon eine Angleichung an die englische und französische Schreibweise. Aber wer wird die Wörter «Kanal» und «Kapsel» unter C suchen? Wer wird die vielen

Wörter mit den griechischen Vorsilben «kata» unter «cata» aufschlagen? Es fallen Inkonsequenzen auf. Es heißt «aktiv», aber «inactiv», «akustikus» neben «Hyperacusie». Im dt./engl. Teil steht «Defaecation» und «defaecieren», im engl./dt. Teil dagegen «Defäcation» und «defäkieren». Daß die lateinischen Endigungen auf -aris, -arius, -osus im Deutschen in der Mehrzahl zu Diphthongen umgewandelt wurden, ist dem Autor ein Dorn im Auge. Er findet, man sollte sich auf eine etymologisch transparentere Schreibung ohne Umlaut «einigen», und ersetzt diktatorisch die gebräuchlichen Ausdrücke durch die Formen «nervos, venos, intravenos, cellular, vascular, intramuscular» usw. Wenn er damit dem Ausländer ungewohnte Schriftzeichen ersparen will, so bekommt dieser viel größere Schwierigkeiten dadurch, daß er übliche Wörter zuerst nach dem System des Autors umbauen muß. Wird schon dadurch die Brauchbarkeit des Wörterbuches in Frage gestellt, so erst recht durch die bedenklichen Lücken im Wortschatz, die schon bei flüchtiger Durchsicht auffallen. Im dt./engl. Teil fehlen z. B. folgende Ausdrücke: Allgemeinmedizin, Atemnot, Bettnässen, Bulbärparalyse, Durchfall, Erwärmung, farbenblind, Flimmerskotom, hinken, Hirnschlag, Idiosynkrasie, Klistier, Klysma, Klumpfuß, Kontraktur, Krüppel, linkshändig (rechtshändig kommt vor), Liquor, Lumbalpunktion, Paradentose, perakut, Pyknolepsie, Quetschung, Röteln, Schenkelhalsfraktur, schlaff, Schwellung, schrumpfen, sehschwach, Sucht, Magersucht, Fettsucht, Sprachzentrum, Sprunggelenk, Spreizfuß, Toxikomanie, Überempfindlichkeit, Unterschenkel, Verfolgungswahn, Verstopfung, Wahnidee, Wanze, Wochenbett. Nicht einmal die Vergleichung zwischen beiden Teilen ist sorgfältig durchgeführt: im engl./dt. Teil stehen 19 Wörter mit dem Stamm «karyo-», welche sämtliche im andern Teil fehlen. Wegen dieser Unvollständigkeit und wegen seiner «complicierten» Orthographie kann das Buch nicht empfohlen werden. Carl Haffter

Friedrich Wilhelm Sertürner, der Entdecker des Morphins. Lebensbild und Neudruck der Original-Morphium-Arbeiten. Reprintausgabe zu seinem 200. Geburtstag mit einem Geleitwort von Alfred Doenicke. Springer-Verlag Berlin/Heidelberg/New York/Tokyo 1983.

Während einiger Tage war Paderborn der Mittelpunkt des pharmazeutischen Geschehens in der Bundesrepublik Deutschland, als am 19. Juni 1983 der 200. Geburtstag eines bedeutenden Apothekers, *Friedrich Wilhelm Adam Sertürner* (1783–1841), gefeiert wurde (Pharm. Ztg. Frankfurt/Main, *128* [1983] 1345 f.). Zu Beginn veranstaltete die Deutsche Pharmazeutische

Gesellschaft ein wissenschaftlich hochstehendes Sertürner-Symposium, auf welchem der Vorsteher des Institutes für Geschichte der Pharmazie an der Universität Marburg/Lahn, Prof. Dr. *Rudolf Schmitz,* den Festvortrag hielt. Es ist dem Springer-Verlag zu danken, daß er aus Anlaß dieser Festlichkeiten eine Reprint-Ausgabe des «Lebensbildes und Neudruck der Original-Morphium-Arbeiten» Sertürners aus dem Jahre 1925 herausgegeben hat. Leider ist hier nicht der Ort, um alle die Schwierigkeiten aufzuzählen, denen Sertürner mit seinen damals bahnbrechenden Forschungen in seinem einfachen Apothekenlabor und mit seinen Publikationen im In- und Ausland begegnete.

Die zu besprechende Reprint-Ausgabe bringt ein Geleitwort eines Anästhesisten, Prof. Dr. A. Doenicke, München; den Wortlaut der Ausgabe 1925 mit dem damaligen Geleitwort von Dr. Paul Krause, Münster in Westfalen; dann im ersten Teil: Jugend und Lehrzeit von Apotheker Sertürner; die Entdeckung des Morphiums (1803); Sertürner in Einbeck; Sertürner in Hameln; und das Schlußwort. Im zweiten Teil werden Sertürners Abhandlungen über die Entdeckung des Morphiums aus dem «Journal der Pharmacie, von D. Johann Barthlomä Trommsdorff 1805»; und im Jahre 1806 mit 57 chemischen Untersuchungen des Opiums; 1811 «Über das Opium und dessen krystallisirbare Substanz» wiedergegeben. Weiter folgt der Abdruck aus den «Annalen der Physik, Neue Folge, herausgegeben von Ludwig Wilhelm Gilbert, 1817: Über das Morphium, eine neue salzfähige Grundlage, und die Mekonsäure als Hauptbestandteil des Opiums, von Sertürner, Pharmac. zu Einbeck im Königreich Hannover». Den eindrücklichen Schluß der Reprint-Ausgabe bildet der ebenfalls in den «Annalen der Physik, Leipzig 1817» veröffentlichte Aufsatz Sertürners «Über eins der fürchterlichsten Gifte der Pflanzenwelt, als ein Nachtrag zu seiner Abhandlung über die Mekonsäure und das Morphium; mit Bemerkungen, den aciden Extractifstoff des Opiums und seine Verbindungen betreffend, von Dr. F. W. Sertürner in Einbeck».

Wie wir erfahren, ist dieser Neudruck der Originalarbeit von Apotheker Sertürner bereits vergriffen. Hans-Rudolf Fehlmann

Hans-Rudolf Fehlmann und François Ledermann (Hrsg.), *Festschrift für A. Lutz und J. Büchi – Mélanges offerts à A. Lutz et J. Büchi.* Veröffentlichungen der Schweizerischen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie, Band 2. Juris Druck + Verlag, Zürich 1983. 354 S. Kart. Fr. 38.–.

Mit 18 Beiträgen haben Pharmazie- und Medizinhistoriker aus der Schweiz und der Bundesrepublik Deutschland, aber auch aus England, Holland, Schweden und den Vereinigten Staaten von Amerika ihre Freunde Ehrendozent Dr. A. Lutz, Basel, und Prof. Dr. Dr. h. c. J. Büchi, Küsnacht, zu ihrem 80. Geburtstag geehrt.

Wie bei vielen Festschriften, zeigen auch diese «Mélanges» ein breites Spektrum beachtenswerter Themen aus Pharmazie- und Medizingeschichte unterschiedlicher Schattierungen zwischen Renaissance und Neuzeit.

Arzneimittelgeschichtliches, Drogenkundliches, Biographisches, Kunsthistorisches, Museologisches, Soziologisches usw., insgesamt eine Vielfalt, die es unmöglich macht, in einer kurzen Vorstellung im Detail darauf einzugehen, und es wäre ungerecht, von den liebevoll und sorgfältig verfaßten Beiträgen einige herauszustellen.

Wichtig erscheint dem Rezensenten auf diese Sammlung zu verweisen, mit der zwei Persönlichkeiten der Schweizer Pharmaziegeschichte geehrt werden, die, jeder auf seine Weise, zur Förderung und Entfaltung dieser Wissenschaft beitrugen.

Geehrt wird dadurch das Wirken des liebenswürdigen Basler Offizinapothekers und langjährigen Kustos des Schweizerischen Pharmaziehistorischen Museums in Basel, der mit einer wissenschaftlichen Erforschung und Dokumentation vornehmlich mittelalterlicher Schriften weit über die Grenzen seiner engeren Heimat bekannt wurde und Anerkennung fand.

Dr. Lutz' Leistungen und Verdienste als Lehrbeauftragter für das Fachgebiet «Geschichte der Pharmazie» fand Würdigung in seiner Ernennung zum Ehrendozent der Universität Basel.

Dank findet andererseits die stete Förderung der Pharmaziegeschichte durch den Zürcher Direktor des Pharmazeutischen Instituts der ETH, Prof. Dr. Dr. h. c. J. Büchi, der von der Warte des Hochschullehrers für Galenik und pharmazeutische Chemie entscheidende Beiträge leistete, die ihn später mit selbst erworbenem Rüstzeug zu fruchtbaren Recherchen und Publikationen auf den von ihm selbst gewählten Gebieten der Pharmaziegeschichte anregten.

Unser Dank gilt zudem der Gesellschaft der Freunde des Schweizerischen Pharmazie-historischen Museums und der Schweizerischen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie, die in der Funktion von Donatoren die Drucklegung dieser Festschrift für ihre Weggenossen und Mitstreiter in ermöglichten.

Gottfried Schramm

Iris Renner, *Zur Entwicklungsgeschichte der Pharmakognosie.* Quellen und Studien zur Geschichte der Pharmazie, Band 17. 377 S., 18 Abb., 6 Tab. Deutscher Apotheker-Verlag, Stuttgart 1982. DM 38,–.

Wenn für die Entwicklungsgeschichte der pharmazeutischen Chemie an den deutschen Hochschulen schon viele historische Untersuchungen vorliegen, so ist dies für «die institutionell ‹jüngere› Teildisziplin der Pharmazie, für die *Pharmakognosie* (= pharmazeutische Biologie) leider nicht der Fall. Außer einigen wenigen Einzeluntersuchungen und dem von Alexander Tschirch großangelegten Handbuch der Pharmakognosie, dem bisher unübertroffenen Standardwerk zur botanischen *Materia medica,* weist die Historiographie über die pharmazeutische Biologie keine umfassende Darstellung auf» (aus dem Vorwort von Prof. Dr. R. Schmitz).

Iris Renner, eine ehemalige Münchner Studentin, die die zu besprechende Arbeit als pharmaziegeschichtliche Dissertation im Institut für Geschichte der Pharmazie in Marburg BRD (Vorsteher: Prof. Dr. R. Schmitz) verfertigt hat, zeigt am Beispiel des seit 1935 an der Münchner Universität eingerichteten Instituts für «Pharmazeutische Arzneimittellehre» und seinen Wurzeln in der *Materia medica* der medizinischen Fakultät ein wesentliches Stück der Entwicklung des Hochschulfaches Pharmakognosie auf. Es reicht von der arzneimittelbezogenen Warenkunde für die mittelalterlichen Ärzte bis zur heutigen pharmazeutischen Biologie und vermittelt recht kennzeichnende Eindrücke vom Werden eines in Lehre und Forschung eigenständigen Faches.

Als große Hilfe für die zeitliche Einordnung in die Entwicklung dieses Hochschulfaches sind die zahlreichen biographischen Angaben zu betrachten, aus denen wir einige bekannte Apotheker auswählen: 1) *Carl Friedrich Philipp von Martius* (1794–1868), der ein großer Förderer der Pharmakognosie war. Schon seine erste Vorlesung im Jahre 1826 trug den Titel: «Medizinische Botanik und Pharmakologie, oder Naturgeschichte der officinellen Pflanzen und den (!) einfachen Stoffen aus dem Pflanzenreich». 2) Seinem Bruder *Christian Theodor Wilhelm Martius* (1796–1863) «verdankt das Fach Pharmakognosie nicht nur seine inzwischen klassisch gewordene Namengebung, sondern es erfuhr auch inhaltlich durch ihn seine entscheidende wissenschaftliche Begründung und Ausformung».[1] Im Jahre 1832 hat Martius den «Grundriß der Pharmakognosie des Pflanzenreichs» herausgegeben. 3) *Carl Wilhelm Nägeli,* geboren in Kilchberg bei Zürich 1817, gestorben in München 1891. Nachdem er als Professor für Botanik an der 1855 gegründeten Eidgenössischen Technischen Hochschule gewirkt hatte, erhielt er 1857 einen Ruf an die Ludwig-Maximilian-Universität

München, an welcher er bis zu seinem Tode blieb. «Unter seiner Ägide spezialisierte sich der Unterricht in medizinischer Botanik zu einem Praktikum, das durch seine Vorlesung über ‹Specielle und medizinisch-pharmazeutische Botanik› bestens ergänzt wurde» (S. 204).

4) Im Zusammenhang mit der hier beschriebenen Entwicklung der Pharmakognosie ist ein weiterer Schweizer Pharmakognost, *Friedrich August Flückiger* (1828–1894), erwähnt. Schon 1867 existierte von ihm eine «Übersicht über die systematische Bearbeitung der Pflanzenmonographien, die auch die chemischen Inhaltsstoffe konsequent und ausführlich aufführt» (S. 212). Im Jahre 1894 gab Flückiger bereits die zweite Auflage seines «Grundrisses der Pharmakognosie» heraus (S. 351). «Flückiger löste die Pharmakognosie von der Botanik, der Chemie, Pharmakologie und allgemeinen Warenkunde, indem er ihr eigene Wege und Ziele gab.»[2]

Gerade weil auch schweizerische Forscher erwähnt werden und das Werk von Iris Renner sich nicht nur auf die Geschehnisse in München beschränkt, ist das Buch für jeden Apotheker, der sich intensiv mit der Geschichte seines Berufes auseinandersetzt, sehr empfehlenswert. Hans-Rudolf Fehlmann

[1] Prof. Dr. R. Schmitz über T. W. Martius, in: Pharmazeutische Zeitung, 128. Jahrgang, Nr. 27 vom 7. Juli 1983, S. 1473.

[2] Festschrift zum 100. Geburtstag des Schweizerischen Apothekervereins (SAV), September 1943, Verfasser: J. Thomann, J. A. Häfliger und A. Verda. Druckerei Cratander, Basel 1943, S. 251.

Cornelia Désirée Sonntag, *Zur Geschichte der Apothekerprivilegien im Gebiet des Herzogtums Kleve vom Vertrag zu Xanten (1614) bis zur Errichtung der Rheinprovinz (1822)*. Mit 32 Abbildungen und einem Geleitwort von Rudolf Schmitz. In Kommission: Deutscher Apotheker-Verlag, Stuttgart 1982. Quellen und Studien zur Geschichte der Pharmazie, herausgegeben von Rudolf Schmitz, Marburg, Band 18.

«Über die äußerst wechselvolle Geschichte des Begriffs Apothekenprivileg in Deutschland herrscht keine absolute Klarheit. Die Rechtsgewohnheit, den Betrieb einer Apotheke über die Form des Privilegs zu gestatten, ist zeitlich relativ spät durch landesherrliche Inanspruchnahme des sogenannten Regals, d. h. des Rechts der Lehensvergabe, entstanden. Die ursprüngliche Entwicklung verlief aber, ausgehend von Ausbreitung und Intensivierung des Drogenhandels sowie der sich spezialisierenden Arzneizubereitung im Hochmittelalter, in Form der Niederlassungsfreiheit, nicht Gewerbefreiheit» (R. Schmitz in seinem Geleitwort).

Nach der Erläuterung zum Begriff «Privilegium» geht die Verfasserin auf den Inhalt und die Aufgabe Klevischer Apothekenprivilegien im 15. bis 17. Jahrhundert ein. Die Entwicklung von 1614 bis 1822 im Herzogtum Kleve wird sorgfältig beschrieben und läßt sich in drei Abschnitte gliedern, wovon die Zeit der Besetzung durch die Franzosen von 1795 bis 1814/15 eine deutsche Besonderheit darstellt. Die Verfasserin versteht es, die Verworrenheit in der Gesetzgebung zu klären und in verständlicher Weise aufzuzeichnen. Urkunden, Situationspläne von Stadtapotheken, Notariatsprotokolle usw. vervollständigen die Darstellung der Geschichte der klevischen Apothekenbetriebe. Den Schluß bilden das Quellen- und Literaturverzeichnis.

Es ist bezeichnend für das weite Spektrum der Entwicklung des Apothekerberufes, daß durch das Studium deren Rechtsvorschriften im zu besprechenden Werk die Erkenntnis gewonnen wurde, daß eben die Niederlassungsfreiheit im Apothekenwesen die historisch älteste Rechtsform ist. Aus diesem Grunde wird die Forderung erhoben, daß nicht nur die einschlägigen Lehrbücher zur Gesetzeskunde für Apotheker, sondern auch Publikationen zur Berufsgeschichte entsprechend revidiert werden sollten. Eine solchermaßen forschende Pharmaziehistorik bringt laufend neue Erkenntnisse, die unser Wissen darüber erweitert und bereichert. Hans-Rudolf Fehlmann

Bernhard Prijs, *Chymia Basiliensis*. Episoden aus der Basler Chemiegeschichte. S. Karger, Basel (usw.) 1983. 125 S., 57 Abb.

Bernhard Prijs hat von 1959 bis 1981 an der Universität Basel u. a. regelmäßig chemiehistorische Vorlesungen gehalten, besonders über «Geschichte der Chemie in Basel». Aus diesen Vorlesungen ist das soeben erschienene, hübsch ausgestattete Werk «Chymia Basiliensis» entstanden. Mit 57 Sujets, der Text auf jeweils einer knappen Seite und daneben ein Porträt, Titelbild oder sonstige Abbildung zum Thema, unternimmt Prijs einen Gang durch die Chemiegeschichte, immer auf Basel bezogen: deshalb mit Paracelsus (1493–1541) angefangen und mit Hans Erlenmeyer (1900–1967) beschlossen. Ein wahres Kunststück ist es, in so wenigen Zeilen den Kern der behandelten Persönlichkeit und ihre Bedeutung für die Chemiegeschichte herauszuschälen. Diese Skizzen lassen sich kurzweilig lesen, vor allem, weil sie oft Anekdotisches und immer viele wissenswerte Details enthalten. Mit einigen wenigen Bemerkungen möge gezeigt werden, daß wir die Texte mit großem Interesse gelesen haben:

S. 9: Die Basler Alchemie-Handschrift (UB, L. IV 1) war *nicht* Vorlage für Reusners Edition, es sei denn, es wären nach der Ausstellung der Hand-

schrift (13. bis 19. 6. 1979; siehe Legenden im Katalog dazu) neue Tatsachen ans Licht getreten;

S. 13: Eine weiterführende Hilfe für Leser, die Agricola in einer modernen deutschen Übersetzung lesen möchten, wäre der Hinweis auf die Ausgabe der Agricola-Gesellschaft, in der neuesten Taschenbuch-Ausgabe von Fries und Treue, mit den 273 Holzschnitten (1977, dtv 6086);

S. 15: Weckers «Antidotarium speciale» erschien bereits August 1574, also vor dem «Antidotarium generale»; die Ausgabe von 1577 ist die zweite (siehe: Beiträge z. Gesch. d. Pharmazie, 31 [6] [1980], 41–44).

Willem F. Daems

Liebigs Experimentalvorlesung. Vorlesungsbuch und Kekulés Mitschrift. Herausgegeben und kommentiert von Otto Paul Krätz und Claus Priesner unter Mitarbeit von Otto Krätz, Annemarie Diem und Sigrid von Moisy. Verlag Chemie, Weinheim 1983. 498 S.

«Kein Chemiker vor oder nach ihm wurde auch nur annähernd so oft beschrieben wie Justus Liebig», heißt es zu Beginn des vorliegenden Buches. Doch hier liegt eine willkommene Bereicherung vor. Im Jahre 1906 entdeckte der Enkel von Justus Liebig in einem Bücherregal des Dachbodens seines väterlichen Hauses unter einer Fülle von Büchern und Dokumenten ein Bändchen, das Zeichnungen und stichwortartige Texte enthielt. Es stellte sich heraus, daß es sich um eine unter Liebigs Aufsicht hergestellte Kopie seines «Vorlesungs- oder Collegienbuches» handelt. Darin werden die für jede Vorlesung aufzubauenden Experimente (mit Abbildungen der Apparaturen) und die an die Tafel zu schreibenden Texte sowie die vorzuzeigenden Stoffe vermerkt. Das von Liebig verwendete Original ist verschollen.

Erstmals wird jetzt eine Faksimile-Wiedergabe dieses Vorlesungsbuches, in sehr gepflegter Aufmachung, herausgegeben. Angaben und Anweisungen zu insgesamt 113 Vorlesungen bilden das Kernstück des Buches (Seiten 72–356). Auf der gegenüberliegenden Seite zum Faksimile-Text findet sich die gedruckte Transkription, ergänzt durch kurz und klar formulierte kommentierende Anmerkungen: vorzügliche Brücken für den heutigen Leser zur Chemie von damals. Von besonderem Wert ist die anschließende Wiedergabe der Vorlesungsmitschrift des wohl prominentesten unter den Studenten und Schülern Liebigs: August Kekulé, dem Schöpfer der Benzolformel (1865). Diese Mitschrift trägt das Datum 1848, also aus der Gießener Zeit Liebigs. Eine Faksimile-Wiedergabe davon ist seinerzeit als bibliophile Ausgabe, auf Veranlassung der Firma Merck, in

Darmstadt herausgekommen (1928). Im vorliegenden Buch ist die Vorlesungsmitschrift Kekulés im Klartext wiedergegeben. In kommentierenden Fußnoten wird auf die entsprechenden Angaben im Vorlesungsbuch Bezug genommen.

Auf dem vorderen und hinteren Buchdeckel sind dichtgedrängt 139 Einzelapparaturen aus dem Liebigschen Labor in alter Zeichnung wiedergegeben: ein faszinierender Blick in die Frühzeit der Experimentalchemie (Legende dazu S. 497).

Soweit das Fachliche: Dokumente zu einem der Großen der Chemiegeschichte. Doch der Rezensent, und so auch der Leser des Buches, wird belohnt, wenn er die übrigen Teile nicht nur diagonal, sondern bis ins Detail liest. Da ist zunächst eine knappe, doch interessant dokumentierte Darstellung von Liebigs Lebensweg, seinen Pionierleistungen, seinem Bemühen, die Wissenschaft durch öffentliche Vorlesungszyklen breiter bekannt zu machen. Kulturgeschichtlich oder gesellschaftspolitisch interessant: die Mehrzahl der Zuhörerschaft von vielen hundert Personen waren Frauen! Auch dem politischen Wirken sind einige Spalten, z. T. köstlich dokumentiert, gewidmet. Überhaupt schwebt überall ein feiner Humor mit. Wahre Perlen findet man im Kapitel über «Die Rolle Justus von Liebigs im München Max II.». Die Herausgeber – das Kapitel ist mitverfaßt von Sigrid von Moisy von der Bayerischen Staatsbibliothek – scheuen sich nicht, den Großmeister der Chemie auch entglorifiziert erscheinen zu lassen, z. B. unter der witzigen und spitzigen Feder eines Paul Heyse, der auch zu den «Nordlichtern» an den königlich-bayerischen Symposien gehörte. Sogar für Krimi-Freunde gibt es Lektüre: Liebigs und Kekulés großer Auftritt am Mordprozeß der Gräfin Görlitz.

Medizingeschichtlich verdient noch ein Zitat aus einem Briefe Paul Heyses vom 10. Dezember 1854 Erwähnung: Liebig berichtete über die neuesten Untersuchungen von Thiersch und Pettenkofer «in Betreff der Cholera».

Wertvoll sind die vielen Kommentare in Fußnoten sowie die Anmerkungen zu allen zitierten Personen in gerafften Curricula; man erlebt Wissenschafts- und Zeitgeschichte weit über Liebig hinaus. Jean Druey

Christian Picco, Das Biochemische Institut der Universität Zürich 1931–1981. Veröffentlichungen der Schweizerischen Gesellschaft für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften, Nr. 37. Verlag Sauerländer, Aarau 1981.

Sympathischerweise hat es ein Student der Biochemie übernommen, zum 50. Jubiläum des Biochemischen Instituts der Universität Zürich das halbe Jahrhundert geschichtlich darzustellen. Wie der Autor im Vorwort bemerkt, ist die Biochemie an der Zürcher Universität, im Schweizer Vergleich, mit 50 Jahren relativ jung. Der Hinweis auf eine «sehr bewegte Entwicklung» wird bei der Lektüre bestätigt und macht sie interessant, ja gelegentlich spannend.

Im ersten Kapitel (Vorgeschichte bis zur Gründung des Instituts) ist ein Abschnitt mit «Verpaßte Möglichkeiten» betitelt. Der Rezensent wird abschließend mit einigen allgemeinen Bemerkungen darauf zurückkommen. Die fünf Dezennien bis heute sind aufgeteilt in 1) die Ära Flaschenträger 1931–1945, 2) das Interregnum Bernhard/Abderhalden 1945–1947, 3) die Ära Leuthardt 1947–1973 und 4) Modern Times 1973–1981. Biographische Notizen und Übersichten über das wissenschaftliche Œuvre sind gründlich mit Quellenangaben belegt. Zu den «bewegten» Episoden hat der Autor interessantes Material aus der Zeit des Nationalsozialismus zusammentragen können. Die Schicksale von Bonifaz Flaschenträger und Emil Abderhalden vemögen den Leser zu bewegen.

Für eine Darstellung der Geschichte der Biochemie in ihrer funktionalen Entwicklung – im Spannungsfeld zwischen Medizin und Biologie einerseits und der Chemie anderseits – sind wir heute vielleicht noch zu nah am Geschehen. Vor fünfzig Jahren war die Biochemie besonders in angelsächsischen Ländern schon zu einem selbständigen Fachbereich herangereift, anderswo blieb sie noch eine Hilfswissenschaft, Dienerin von Herrn Bio und von Frau Chemie. Die kontroverse Situation ersieht man auch am Beispiel Zürich, vor allem bei der Wahl des ersten Lehrstuhlinhabers am neugegründeten Institut. Auf der Liste der Kandidaten standen spätere Berühmtheiten und Nobelpreisträger wie Adolf Butenandt und Carl F. Cori. Die Berufung von Butenandt wurde abgelehnt, weil er «zu wenig in der medizinischen Denkweise bewandert», jene von Cori, weil er ein «nur-Mediziner» ohne chemische Schulung sei. Heute ist es erwiesen, daß die biologische Chemie und erst recht die revolutionierende Molekularbiologie ihre glanzvolle Entwicklung der Anwendung solidesten chemischen Rüstzeugs verdanken. Je nach Hochschulen und ihrem Fortschrittsgeist ist die Biochemie allzulange von einer allzumedizinischen Denkweise patroniert worden. Demzufolge waren die Biochemiker an den medizinischen Fakultäten in jenen frühen Tagen nicht die ersten Köpfe. Vor dem Siegeszug der biologischen Chemie und der Molekularbiologie nach dem Zweiten Welt-

krieg spöttelten die gekrönten Chemiehäupter: So wie im «Stillvergnügten Streichquartett» der Bratschist oft als heruntergekommener Geiger qualifiziert wird, so der Biochemiker ...

Die Biochemie ist einer jener zahlreichen modernen Bereiche naturwissenschaftlicher Forschung, die ihren Erfolg der Interdisziplinarität verdanken. Wenn auch heute noch das Biochemische Institut der Universität Zürich – bei der Gründung 1931 hieß es Physiologisch-Chemisches Institut – der Medizinischen Fakultät angeschlossen ist, während die Molekularbiologie zur Phil.-II-Fakultät gehört, so mögen daraus fördernde Impulse erwachsen. Man denkt dabei an jenes fruchtbare naturphilosophische Prinzip, das man mit Horaz die «rerum concordia discors» nennen kann.

Jean Druey

Johannes Büttner (Hrsg.), *History of Clinical Chemistry*, Walter de Gruyter, Berlin/New York 1983. 91 S., bebildert. DM 98,–.

Werke der Wissenschaftsgeschichte erregen in der Regel das Interesse der Fachhistoriker und in zunehmendem Maße die Aufmerksamkeit der Wissenschaftler an sich. Die mangelnde Effizienz verstreuter Einzelpublikationen in wissenschaftlichen Fachzeitschriften gab Veranlassung, neuere Beiträge zur Geschichte der klinischen Chemie aus dem J. Clin. Chem. Clin. Biochem. mit vorliegender Monographie zu breiterem Bekanntheitsgrad zu verhelfen.

Als spezifische Themen historischer Forschung, die einen ausgezeichneten Einblick in die Geschichte der klinischen Chemie vermitteln, kommen zur Wiedergabe: "The historical background of Clinical Chemistry" (N. Mani), "Biochemistry and Clinical Chemistry. A retrospect" (J. S. Fruton). "The emergence of Clinical Chemistry in the 19th century, Presuppositions and consequences" (E. Hickel), "Johann Joseph von Scherer (1814–1869). A commentary on the early history of Clinical Chemistry" (J. Büttner), "Medicine and Chemistry around the middle of the 19th century in Erlangen" (H. H. Simmer), "Evolution of Clinical Enzymology" (J. Büttner), "Relationship between Clinical Medicine and Clinical Chemistry, illustrated by the example of the German-speaking countries in the late 19th century" (J. Büttner) und "Major developments in clinical chemical instrumentation" (W. T. Caraway).

Eine sorgfältig gestaltete Monographie, die Überblicke und Einblicke vermittelt, die Anregungen gibt, Hinweise oder Anmerkungen. Durch Reichtum an Fakten und Datenmaterial empfiehlt sich das Werk allen interessierten Kreisen.

Gottfried Schramm

Joachim Jungius, *Praelectiones Physicae*, Historisch-kritische Edition, herausgegeben von Christoph Meinel. Veröffentlichung der Joachim-Jungius-Gesellschaft der Wissenschaften Hamburg, Nr. 45. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1982. Bestellnummer 3-525-85572-9. 311 S. DM 74,–.

Der Hamburger Physiker und Gymnasialrektor Joachim Jungius (1587–1657) gehört mit in den Kreis der Naturphilosophen und Naturforscher, die zu Beginn des 17. Jahrhunderts mit der Überwindung der Neuscholastik und des Aristotelismus eine neue Wende in der Geschichte der Naturwissenschaften herbeiführten. Daß Jungius außerhalb der Landesgrenzen verhältnismäßig unbekannt geblieben ist, hängt damit zusammen, daß seine Schriften nur schwer zugänglich waren (eine Ausgabe seiner Doxoscopiae physicae von 1662 genügt modernen Ansprüchen längst nicht mehr). Es bedeutet deshalb für die Geschichte der Naturwissenschaften einen echten Gewinn, wenn nun dank Christoph Meinel das Hauptwerk von Jungius, die *Praelectiones Physicae*, zum erstenmal in einer textkritischen Edition vorliegt. Der Herausgeber stützt sich bei der Edition vor allem auf die verschiedenen Vorlesungsmanuskripte von Jungius und bemüht sich mit bewundernswerter philologischer Sorgfalt und sachlicher Kompetenz, die sich über Jahrzehnte erstreckende Genese des Textes in der Ausgabe sichtbar zu machen. Er bedient sich dabei eines ausführlichen textkritischen Apparates, der die Varianten der verschiedenen Fassungen enthält. Sehr instruktiv ist ein weiterer Apparat von Parallelstellen, der das geistige Umfeld absteckt, aus dem die Praelectiones hervorgegangen sind. Ein Quellenverzeichnis, das auf den ersten Blick eine Übersicht über die Vielzahl der von Jungius zitierten Autoren gibt, und ein Sachindex erleichtern dem Leser den Zugang. Jungius geht es darum, sich aus der Tradition der aristotelischen Naturphilosophie zu lösen, ähnlich, wie dies seine bekannteren Zeigenossen Galileo Galilei und Daniel Sennert tun. Er argumentiert dabei weitgehend auf logischer Ebene und bemüht sich um eine neue Begrifflichkeit, verwendet aber nur ganz an Rande experimentelle Erfahrung. Daß er dabei gegen die peripatetische Transmutationslehre Stellung bezogen hat und sich an zahlreichen Stellen zur atomistischen Materieauffassung bekennt – nicht zufällig ist es, daß er sich öfters auf Sennert beruft –, macht ihn uns heute besonders interessant. Daß diese bedeutsame Schrift nun in einer zuverlässigen Ausgabe vorliegt, ist ein großes Verdienst des Herausgebers.

A. Stückelberger

Leonhard Euler (1707–1783), *Beiträge zu Leben und Werk*. Gedenkband des Kantons Basel-Stadt. Birkhäuser Verlag, Basel 1983. 555 S., 62 Abb. Fr. 58.–.

Der vorliegende Gedenkband zum 200. Todestag des berühmten Basler Mathematikers liefert eine umfassende Würdigung von Eulers Leben und breitgefächertem Werk. Neben einem einführenden biographischen Essay des bevollmächtigten Redaktors E. A. Fellmann und einem etwa 700 Titel umfassenden, von J. J. Burckhardt erarbeiteten Verzeichnis des Schrifttums über Euler enthält der Band 28 Beiträge namhafter Fachgelehrter, in denen Eulers Verdienste in den einzelnen Gebieten von kompetenter Hand dargestellt werden.

Das von Euler hinterlassene wissenschaftliche Werk steht hinsichtlich seines Umfanges dem literarischen Vermächtnis der produktivsten Schriftsteller keineswegs nach und umfaßt in der von der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft herausgegebenen Euler-Ausgabe bis heute gegen 70 Quartbände. Davon entfallen 58 % auf die Mathematik, 28 % auf die Physik, 11 % auf die Astronomie, während die restlichen 3 % hauptsächlich den angewandten Wissenschaften und der Philosophie zuzurechnen sind. Von den obenerwähnten 28 Beiträgen behandeln die ersten 8 Eulers Verdienste auf dem Gebiete der Analysis, Algebra und Zahlentheorie. Der Leser erfährt dabei Näheres über Eulers Grundlegung der Analysis, seine arithmetischen Studien, die von ihm entwickelte Theorie der erzeugenden Funktionen sowie seine unveröffentlichten Manuskripte zur Zahlentheorie und Differentialrechnung. Die nächsten 9 Aufsätze befassen sich mit Eulers Arbeiten in Mechanik, Optik und Astronomie, wobei auch auf seine Beiträge zur Hydraulik und Schiffstheorie eingegangen wird. Anschließend folgen 9 Aufsätze, die sich mehr biographischen und wirkungsgeschichtlichen Fragen widmen. Speziell besprochen werden Eulers Beziehungen zu Lagrange, Gabriel Cramer, Johann III Bernoulli und zur Petersburger Akademie, sodann das geistige Vermächtnis seines Vaters, Eulers Beziehung zur Philosophie seine Augenkrankheiten und schließlich die Aufnahme von Eulers Werk in Frankreich und Rußland. Das Werk endet mit 2 Beiträgen über die Vorgeschichte und Edition der Euler-Ausgabe sowie mehreren Verzeichnissen.

Der gutausgestattete Band wird zweifellos zu einem Markstein in der Euler-Forschung werden und kann dem interessierten Leser nur empfohlen werden. E. Neuenschwander

Leonhard Euler, *Commentationes mechanicae ad theoriam machinarum pertinentes, Teil 3, Opera omnia Bd. II. 17,* herausgegeben von Charles Blanc und Pierre de Haller. Birkhäuser Verlag, Basel 1982. LV + 312 S. Fr. 150.–.

Gerade rechtzeitig zum Euler-Jubiläum ist ein weiterer Band der Opera omnia erschienen, welcher den stetigen Fortgang dieses Jahrhundertwerkes bezeugt. Die von der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft betreute Gesamtausgabe gliedert sich in vier Reihen: I Mathematik (29 Bde.), II Mechanik und Astronomie (31 Bde.), III Physik und Miscellanea (12 Bde.), IV Briefwechsel (8 Bde.) und Manuskripte (ca. 7 Bde.). Von den insgesamt geplanten 87 Bänden sind bis heute 69 erschienen, wobei die Serien I–III beinahe vollständig sind, von der Serie IV jedoch erst 2 Bände vorliegen.

Der hier zu rezensierende Band II.17 enthält zusammen mit den Bänden II.15–16 Eulers Arbeiten zur Ingenieurkunst. Man findet in ihm u. a. Beiträge zur Biegung von Stäben und Tragkraft von Säulen (Herleitung der berühmten Eulerschen Knickungsformel), Beiträge zur Theorie und Mechanik von Maschinen (Gleichgewicht von Waagen, Wirkung von Sägen, Rammkraft für Pfähle usw.) sowie Eulers bekannte Studien über die Konstruktion von Zahnradgetrieben. E. Neuenschwander

Leonhard Euler, *Opera Omnia*. Series Quarta A: Commercium Epistolicum, Vol. V. Herausgegeben von Adolf P. Juškevič (Moskau) und René Taton (Paris). Birkhäuser Verlag, Basel 1980. VIII + 611 S. Fr. 150.–.

Der Band enthält, vorzüglich eingeleitet und erläutert, die französischen Briefwechsel zwischen Euler und Alexis Clairaut, Euler und Jean d'Alembert, Euler und Joseph-Louis Lagrange. Die vier Beteiligten sind durch Bildnisse vergegenwärtigt; mathematische Figuren sind aus den Originalen wiedergegeben. Die drei Briefwechsel Eulers mit den großen Franzosen geben Einblick in die Entstehung wesentlicher Gedanken zur Mathematik, Physik und Astronomie. Mit Clairaut wird die Himmelsmechanik erörtert. Das Gespräch mit d'Alembert betrifft den Logarithmus negativer Zahlen, die schwingende Saite und den Fundamentalsatz der Algebra. Lagrange ist für die Variationsrechnung und die Zahlentheorie der zuständige Partner. Vier weitere Fachleute haben bei der Edition mitgearbeitet, und ein Stab von Helfern hat Auskünfte erteilt. Schon allein das Personenregister der zitierten Personen beschlägt dreißig Seiten und eröffnet den Zugang zu einer Fülle des Wissens. Heinz Balmer

Marc-A. Barblan, *Rapport sur l'étude et la mise en valeur du patrimoine industriel en Suisse. Bericht über Erforschung und Neubewertung des industriellen Erbes in der Schweiz. Rapporto sullo studio e la messa in valore del patrimonio industriale in Svizzera.* Vol. 1: 1978–1981. 72 S., Abb. Fr. 8.– (erhältlich bei der Association pour le patrimoine industriel, 2, rue de l'Athénée, 1205 Genf).

Seit 1979 besteht in Genf die «Association pour le patrimoine industriel», die sich zum Ziel gesetzt hat, in der Westschweiz das sogenannte «industrielle Erbe» zu erhalten und zu erforschen. Mit diesem Begriff sollen nicht nur «Industriearchitektur» und «Industriearchäologie», sondern auch die Bereiche Energie und Rohstoffe, Verkehrs- und Transportmittel, Werkzeuge, Produkte, Unternehmen, Industrie und Gesellschaft usw. erfaßt werden, also jener Teil des «kulturellen Erbes» (im weitesten Sinne), dessen Bedeutung bisher vielfach verkannt worden ist.

In einem dreisprachigen Bericht legt der Präsident der «Association», Marc-A. Barblan, die Resultate seiner Umfrage über die «Erforschung und Neubewertung des industriellen Erbes in der Schweiz» für die Zeit von 1978 bis 1981 vor. Er äußert sich namentlich zum Thema Veröffentlichungen (hier hätte die seit 1977 erscheinende schweizerische Zeitschrift «Industriearchäologie» größere Aufmerksamkeit verdient), ferner über Denkmäler (Bauten und Anlagen) und über Museen und Ausstellungen.

Mit der Absicht, die Behörden auf den Wert des «industriellen Erbes» hinzuweisen, hat kürzlich der «Schweizerische Gemeindeverband» den vorliegenden Bericht seinen 3100 Mitgliedern zugestellt.

Die geplante Fortsetzung des Berichts wird für die letzten Jahre wichtige Neuerungen zu melden haben, so die Eröffnung des Technoramas in Winterthur (1982) und die Gründung der Schweizerischen Gesellschaft für Technikgeschichte (1983). Urs Boschung

Wissenschaft und Tradition. Ed.: Paul Feyerabend und Christian Thomas, ETHZ. Verlag der Fachvereine, Zürich 1983.

Es handelt sich um ein Buch, das nicht ganz alle Referate verschiedener Symposien gleichen Titels enthält, die im Sommer 1982 unter der Leitung von Paul Feyerabend an der ETHZ stattfanden. Geladen waren über dreißig Vertreter der jüdischen, christlichen und islamischen Religion, der naturwissenschaftlichen Disziplinen Physik, Biologie, Medizin, Pharmazie, Forstwesen sowie der Automatik, ferner auch Psychologen, Pädagogen, außerordentliche Psychologen et ceteri; alles in allem eine hochinteressante

Gästeliste, die eine gescheite, ja brisante Diskussion erwarten ließ. Diese gestaltete sich denn auch solcherart, wie sich aus den leider nicht vollzählig publizierten Diskussionsvoten ersehen und erahnen läßt.

Hier kann nicht auf die einzelnen, sehr inhaltsreichen Referate eingegangen werden; es fehlt sogar der Platz, sie nur aufzuzählen. Etwa ein Drittel ist charakterisiert durch die Stellungnahme von Vertretern der obengenannten Religionen zur «Wissenschaft» und durch das Bekenntnis von Naturwissenschaftern zu ihrer persönlichen Religion. Hervorzuheben ist die Aussage des Judentums, das sich offensichtlich mit der Wissenschaft nicht so schwer zu tun scheint wie die christlichen Religionen. Als Anhang zu diesen Expositionen kommt die esoterische Tradition zur Darstellung und Reflexion. Es wird ferner die Frage mit einem qualifizierten Ja beantwortet, ob die Theologie überhaupt eine Wissenschaft sei. Abgehandelt werden auch die Gemeinsamkeiten und Unterschiede von Kirchenkonzilien und wissenschaftlichen Kongressen und inwiefern auch eine wissenschaftliche Wahrheit vom Konsens geschaffen wird.

Gewissermaßen die Wasserscheide in der Argumentation über Tradition und Wissenschaft bildet die vorzügliche Darstellung der Prozesse, welche dem Galilei gemacht wurden. Sie stellen recht eigentlich den Katalysator der Bewußtwerdung der Pole Glaube und Wissen bzw. der Machtstruktur Kirche und institutionalisierte Naturwissenschaft dar, wobei bedauert wird, daß sich die Kirche namentlich im 19. Jahrhundert zu sehr in die Defensive drängen ließ.

Die naturwissenschaftlichen Themen betreffen Kreation versus Evolution, ein heißes Eisen für die evangelischen Fundamentalisten vor allem in den USA, sowie die Einstellung des Menschen gegenüber der Natur, in welchem Zusammenhang auch der cartesianische Sündenfall wiederum betrauert wird. Es folgen ferner Betrachtungen über die Technisierung der Medizin; auch das Verhältnis von Wissenschaft und Kunst wird kurz gestreift. Schließlich sei der schöne Nachruf von Philippe Matile auf Adolf Portmann erwähnt, den großen Lehrer einer Generation von Biologen und Ärzten, dessen Lebensweisheit hier einen Nachklang fand.

Viele Beiträge stammen vom Organisator der Symposien, von Paul Feyerabend selbst, und sind seiner Überzeugung und seinem Amt entsprechend wissenschaftskritisch gehalten. Die Tendenz seiner Gedankenführung läßt sich aus seiner konzisen Einleitung ablesen, seine übrigen Beiträge sind brillant, seine Diskussionsvoten schlagfertig. Sein Wissenschaftsbegriff ist nominalistisch in dem Sinne, daß ein gemeinsames Merkmal der Wissen-

schaftlichkeit fehlt. Die jeweiligen sogenannten Wissenschaften arbeiten in der Isolation, befolgen eigene Regeln, mit denen sie ihre Resultate erzielen. Anders ausgedrückt ist die Wissenschaft in Anlehnung an Robert Musils «Mann ohne Eigenschaften» eine «Wissenschaft ohne Eigenschaft», die geradezu solche Symposien erfordert. Antoinette Stettler

Thurgauer Jahrbuch 1980. 55. Jahrgang. Verlag Huber, Frauenfeld.
Die Naturforschende Gesellschaft des Kantons Thurgau ist 1854 gegründet worden und erinnerte sich 1979 ihres 125jährigen Bestehens. Die ersten 130 Seiten dieses Bandes vereinigen daher 16 Beiträge zum Thema «Thurgauische Naturforscher». Drei davon schildern Ärztefamilien: die Scherb von Bischofszell, die Brunner von Dießenhofen und die Haffter von Weinfelden. Dem Lehrerstande haben sechs weitere Persönlichkeiten angehört: Friedrich Mann, der wie sein Lehrer Georg Simon Ohm Pädagoge der Mathematik und Physik war, Jakob Engeli, den Friedrich Mühlberg zur Ergründung der Wasserquellen anregte, Clemens Hess, Gewitterforscher und Vater des Nobelpreisträgers W. R. Hess, Heinrich Wegelin, vielseitiger lokaler naturwissenschaftlicher Sammler, endlich der Reblausfachmann Heinrich Stauffacher und der Geologe Ernst Geiger. Den Beruf eines naturwissenschaftlichen Konservators ergriffen der Botaniker August Gremli und der Sinaiforscher Alfred Kaiser. Direktor der Wädenswiler Versuchsstation war der Rebenzüchter Hermann Müller-Thurgau. Die vier übrigen Plätze sind an Thurgauer vergeben worden, die als Professoren in Zürich lehrten. An der ETH waren es gleichzeitig der Haeckel-Schüler und Haustierforscher Conrad Keller, der Mineraloge Ulrich Grubenmann und der Geograph Jakob Früh. Der Hämatologe Otto Naegeli leitete als Internist die Universitätsklinik. Der von Kennern gestaltete Stoff ist sorgfältig bebildert. Heinz Balmer

Adressen der Rezensenten

Prof. Dr. med. h. c. mult. Erwin Ackerknecht, Ottikerstraße 42, CH-8006 Zürich
PD Dr. Heinz Balmer, Medizinhistorisches Institut, Rämistraße 71, CH-8006 Zürich
Dr. med. Fritz Beyme, Steinengraben 79, CH-4051 Basel
PD Dr. med. Urs Boschung, Medizinhistorisches Institut, Rämistraße 71, CH-8006 Zürich
Dr. phil. Willem F. Daems, Stollenrain 15, CH-4144 Arlesheim
Dr. phil. Jean Druey, Schnitterweg 52, CH-4125 Riehen
Dr. phil. Hans-Rudolf Fehlmann, Schloßapotheke, CH-5103 Wildegg
Prof. Dr. phil. Hans Rudolf Guggisberg, Historisches Seminar, Hirschgäßlein 21, CH-4051 Basel

Prof. Dr. med. C. Haffter, Petersgasse 50, CH-4051 Basel
Prof. Dr. med. Huldrych M. Koelbing, Medizinhistorisches Institut, Rämistraße 71, CH-8006 Zürich
Dr. med. Roger Mayer, 9, rue Michel-Chauvet, CH-1208 Genève
PD Dr. phil. Erwin Neuenschwander, Mathematisches Seminar, Rämistraße 76, CH-8001 Zürich
Frau Dr. phil. Marie-Louise Portmann, Medizinhistorische Bibliothek, Klingelbergstraße 23, CH-4031 Basel
Dr. phil. Werner Sackmann, Sieglinweg 10, CH-4125 Riehen
Dr. phil. Gottfried Schramm, Waidspital, Tièche-Straße 99, CH-8037 Zürich
Frau Dr. med. Antoinette Stettler-Schär, Kirchenfeldstraße 45, CH-3005 Bern
PD Dr. phil. A. Stückelberger, Robinsonweg 45, CH-3006 Bern
Prof. Dr. med. Hans H. Walser, Zeltweg 7, CH-8032 Zürich

Buchanzeigen / Book notices

Christine Tanner-Weder, *Alfred Brunner und die Entwicklung der Thoraxchirurgie.* ZMA Nr. 142. Juris Druck + Verlag, Zürich 1980. 37 S., 1 Abb.

Biographie und fachliche Würdigung des ehemaligen Zürcher Ordinarius für Chirurgie. Er war Schüler und Mitarbeiter von Sauerbruch, folgte diesem von Zürich nach München und leistete dann selbständig wichtige Beiträge zur Entwicklung der Lungenchirurgie als Bekämpfung von Tuberkulose und Carcinom.

Jürg Aeschlimann, *Rudolf Brun (1885–1969). Leben und Werk des Zürcher Neurologen, Psychoanalytikers und Entomologen.* ZMA Nr. 144. Juris Druck + Verlag, Zürich 1980. 70 S., 1 Abb.

Weniger bekannt als das seinerzeit führende Buch «Allgemeine Neurosenlehre» von Brun sind seine wichtigen Arbeiten zur Ameisenforschung und seine Beiträge zur Neurologie. Er war einer der bedeutendsten Schüler von Monakow, durch seine entomologischen Forschungen befreundet mit August Forel und ein führender Vertreter der Schweizer Psychoanalytiker.

Urs-Peter Beerli, *Medizinisches in Scheuchzers Physica sacra oder Kupferbibel.* ZMA Nr. 143. Juris Druck + Verlag, Zürich 1980. 89 S.

Der Zürcher Arzt und Naturforscher Johann Jakob Scheuchzer gab 1731–1735 die ‹Physica sacra› heraus, vier große Bände, illustriert mit zahlreichen Kupferstichen. Das war eine Bibelerklärung aufgrund naturwissenschaftlicher Erkenntnisse. Die Arbeit stellt die humanmedizinischen Stellen aus dem Werk zusammen und gibt damit einen Querschnitt des damaligen Wissens.

Ernst Bezel, *Johann Jakob Steger (1798–1857).* Beispiel eines Medizinstudiums im frühen 19. Jahrhundert nach den Briefen an seine Eltern. ZMA Nr. 147. Juris Druck + Verlag, Zürich 1980. 156 S., 1 Abb.

J. J. Steger ist der vierte einer Familie, welche in 6 aufeinanderfolgenden Generationen Ärzte hervorbrachte. Die Wiedergabe und Kommentierung der 39 Briefe, die er während seines Studiums an seine Eltern schrieb, ist von Interesse, weil diese Aufschluß geben über

Universitätsbetrieb und Studentenleben zwischen 1813 und 1817 in Zürich, Tübingen, Berlin und Würzburg, u. a. bei Authenried, Hufeland und v. Graefe.

Monika Helbling, *Der altägyptische Augenkranke, sein Arzt und seine Götter*. ZMA Nr. 141, Juris Druck + Verlag, Zürich 1980. 78 S., 9 Abb.
Die Arbeit verzichtet auf systematische Darstellung der Augenleiden im alten Ägypten, die von Grapow und Lefebvre versucht worden ist. Sie geht aus von publizierten Quellen und der Sekundärliteratur und behandelt hauptsächlich die ätiologischen Vorstellungen, die therapeutischen Methoden inkl. magische Prozeduren, die hygienischen Vorschriften und die Stellung der Ärzte.

Ralph Burri, *Die Delfter Pest von 1557 nach den Beobachtungen von Petrus Forestus*. ZMA Nr. 151. Juris Druck + Verlag, Zürich 1982. 219 S.
Das umfangreiche Werk des bedeutenden holländischen Arztes enthält eine ausführliche Beschreibung der Pestepidemie, die Delft 1557 befiel. Diese «Observationes» werden hier ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen versehen. Das Thema gehört zum Arbeitsgebiet des Zürcher Medizinhistorischen Instituts, das der Pest und Pestbekämpfung im 16. bis 18. Jahrhundert gewidmet ist.

Bernhard Isliker, *Christian Ludwig Bachmanns Dissertation «Über die Wirkungen der Musik auf den Menschen» (Erlangen 1792)*. ZMA Nr. 154. Juris Druck + Verlag, Zürich 1982. 76 S.
Die lateinisch verfaßte Dissertation von Bachmann (gefolgt von einer zweiseitigen eigenen deutschen Zusammenfassung) wird vom Verfasser ins Deutsche übersetzt und ausgiebig kommentiert.

Toni Durrer, *Votivbrauchtum und Medizin in der Innerschweiz*. Sonderdruck aus «Der Geschichtsfreund», Stans, Bd. 135, 1982, 82 S., 16 Abb. (davon 10 farbige).
Ausgangspunkt der Arbeit war die Aufgabe, die reichhaltige Sammlung von Votivmaterial in der medizinhistorischen Sammlung der Universität Zürich zu inventarisieren. Dieses Inventar nimmt die letzten 26 Seiten des Textes ein. Der Hauptteil der Arbeit ist eine Abhandlung über Gelübde und Votivgaben im Zusammenhang mit Krankheiten und Unfällen, mit sorgfältiger Berücksichtigung der Literatur, speziell aus der Schweiz.

Wenzel Maria Dufek, *Der Internist Otto Naegeli (1871–1938)*. ZMA Nr. 160. Juris Druck + Verlag, Zürich 1983. 76 S., 1 Abb.
Biographie des Schweizers Naegeli, Professor für Innere Medizin in Tübingen und Zürich, bekannt vor allem durch seine Forschungen in der Hämatologie, aber auch als Botaniker, Genetiker (Konstitutionslehre). Seine Bedeutung als klinischer Lehrer wird deutlich gemacht durch die Vorstellung von 10 seiner bedeutendsten Schüler in Kurzbiographien.

Georg Stoffel, *Christian Friedrich Fritzsche (1851–1938)*. ZMA Nr. 161. Juris Druck + Verlag, Zürich 1983. 65 S.
Biographie des ersten Spitalarztes des Kantons Glarus (Schweiz), der noch sowohl internistisch wie chirurgisch wirkte und auf beiden Gebieten wertvolle Publikationen verfaßte, worunter besonders eine Erstbeschreibung von akromegalem Riesenwuchs heraussticht.

Alois Geiger, *Lorenz Heister als Geburtshelfer und gynäkologischer Chirurg.* Vergleichende Untersuchung anhand der verschiedenen Auflagen seiner «Chirurgie». ZMA Nr. 162. Juris Druck + Verlag, Zürich 1983. 140 S., 6 Abb.

Die Änderungen und speziell die Ergänzungen, welche Heister an seinem Lehrbuch von der ersten (1719) bis zur vierten (1743) Auflage angebracht hat, illustrieren das Fortschreiten der Auffassungen und Methoden, u. a. in bezug auf den Kaiserschnitt an der toten und lebenden Frau.

Erika Winkler-Trachsel, *Arnold Ott (1840–1910), Arzt und Dichter. Sein ärztliches Wirken.* ZMA Nr. 163. Juris Druck + Verlag, Zürich 1983. 94 S.

Diese Biographie behandelt weniger die Laufbahn des Dramatikers als die ärztliche Tätigkeit in einer Allgemeinpraxis und als Augenarzt und Otorhinolaryngologe. Besonders gewürdigt wird sein Wirken im Bereich der Sozial- und Präventivmedizin, in Vorträgen und Aufsätzen zugunsten eines Impfgesetzes, gegen den Alkoholismus und für die Besserstellung der Arbeiter.